Jókai, Mór,

Kleine Könige Roman

Bd.: 4

1886

Kleine Könige.

Vierter Band.

Kleine Könige.

Roman

von

Maurus Jókai.

Vierter Band.

Berlin 1886.
Otto Janke.

Wer bekommt Mike-Percs?

Endlich kam der Wahltag! — Das ist ein gar großer Tag! Die Studenten wählen sich die Legation aus. Vor ihnen liegt das lange Verzeichniß der Kirchengemeinden, die nach einem frischen „Wort Gottes" lechzen; denn es thut den Gläubigen „da draußen" gar wohl, anstatt des alten, ausgepumpten Ortspastors einmal einen jugendlichen Seelsorge-Kandidaten auf der Kanzel erscheinen zu sehen, der in hellen, polternden Worten die Predigten des berühmten Szoboßlay und des noch berühmteren Kalmar vernehmen läßt, der sich nicht so schläfrig dabei benimmt, nicht bald die eine, bald die andere Hand sinken läßt oder gar mit beiden Händen sich an dem Pulte festklammert, daß ihm die Kanzel nicht davonlaufe, sondern munter und kräftig mit beiden Armen agirt und

den Segen, die weisen Lehren und Ermahnungen mit vollen Händen streut, wie sich's geziemt. Wenn der Legat predigt, schläft kein Mensch in der Kirche.

Aber auch für die Studenten bilden diese Feiertags-Legationen einen Gegenstand der Sehnsucht. Es ist eine prächtige Einrichtung! Der jugendliche Kandidat reist auf eigene Kosten, per pedes apostolorum; er sieht Land und Leute, macht Bekanntschaften und Erfahrungen. Manche Legationen haben die slavonischen Kirchengemeinden zum Reiseziel; dorthin entsendet man die Legaten aus Kecskemet. Das finanzielle Ergebniß einer solchen Legation ist oft eine große Aushilfe für den armen Jungen, den man mit fünf Groschen in der Tasche in die Welt hinausgesendet hat, daß er nun zusehen soll, wie er ein Herr wird. So Mancher hat das „post festa“ zu erwartende Einkommen schon in vorhinein verausgabt. Die Kirchengemeinden sind nach der Reihenfolge ihres Gewichtes in die Liste aufgenommen. Manches Dorf ist da mehr werth als eine große Stadt: O-Szöny figurirt unter den ersten Gemeinden, Budapest unter den letzten in der damaligen Zeit. Die mündliche Ueberlieferung hat eine ganze statistische Zusammenstellung über diesen

Gegenstand geschaffen. Man weiß, welche Pastoren eine gute Küche führen und welche Pastoren erwachsene Töchter haben; man weiß, ob dieser oder jener Gemeindelehrer schon eine Familie gegründet hat, oder noch vor der akademischen Promotion stehe. In manchen Orten ist der Grundherr ein Katholik; das verschlägt aber nichts; der Legat speist bei ihm, wird vortrefflich bewirthet und erhält ein Goldstück zum Präsent. Der Legat, der dahin versendet ist, wird von seinen Vorgängern über die Schrullen des betreffenden Grandseigneurs unterrichtet, damit er sich danach zu benehmen wisse. Es giebt Gemeinden, wo der Legat, wenn er das Subsidium einsammeln geht, einen Umweg hinter den Gärten machen muß, weil der eine oder andere Kompossessor durchgehen könnte, wenn er seiner durch das Fenster ansichtig wird. Es giebt Legationen, die mit besonderen Benefizien verbunden sind. Dann giebt es Dörfer, wo die Bevölkerung schon völlig rumänisch geworden, wo Niemand Ungarisch versteht und wo man den Legaten mit alten Zweigroschen-Stücken auszahlt, die schon zur Zeit der Devalvation aus dem Verkehr gezogen wurden. Der Legat muß aber auch dorthin gehen und die

feurige Doppelzunge des heiligen Geistes auch dorthin bringen.

Die besten Legationen werden natürlich von den Fünftjährigen und Sechstjährigen vorweggenommen, — immer in der Reihenfolge ihrer Fortgangsklassen; das sind die richtigen Theologen, die ihr Hebräisch schon ganz firm weghaben. Nach ihnen kommen die Juristen, Philosophen und Physiker, von welchen man nicht mehr verlangt, als daß sie die ersten paar Worte im Urtext des Pentateuch zu lesen verstehen: „Bereschith boro Elohim eth hoschomajim we-eth hoorez.“ Den „Eulen“ bleibt, was die Anderen stehen gelassen: die Spreu. Aber auch diese findet Abnehmer; selbst für solche Gemeinden, die nicht mehr tragen als acht Gulden Schein, die in lauter Scheidemünze aus dem Opferstock bezahlt werden, finden sich Legaten.

Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch Mike-Percs. Die Gemeinde stand überdies in dem üblen Rufe, daß der alte Pastor ein grämlicher Knauser sei, keine Köchin halte, sich selbst die Küche besorge, so daß der Legat genöthigt ist, sich bei dem Schulmeister einzuquartiren. Dazu kommen noch zwei Töchter — nicht des Pastors, sondern der Gemeinde:

zwei Filialgemeinden rechts und links je eine Stunde Weges; so daß der Legat, kaum daß er den Löffel weggelegt hat, sich wieder auf die Beine machen muß, um zur Zeit des Kirchganges zur Stelle zu sein und von dort zur Nacht wieder in Mike-Percs. Hier muß er nicht nur predigen, sondern auch singen, weil der Lehrer einen Kropf hat, folglich nicht singen kann.

Emanuel Tanussy war noch eine „Eule", erstjähriger Philosoph; aber vermöge seiner Eigenschaften als kleiner Stockträger und als Altist wählte er vor vierundzwanzig Anderen. So kam er in jene Kategorie, wo er eine gute Legation mit einem Ertrag von zwanzig Gulden erlangte. Auf ihn entfiel Sulymos-Kata, eine einsam gelegene Gemeinde in einer guten Weingegend, mit 400 calvinistischen Gläubigen, einem lebensfrohen Pastor, einer stattlichen Frau Pastorin. Es ist nur dabei der eine Uebelstand, daß man den Legaten zu trinken nöthigt, bis er sich einen tüchtigen Haarbeutel angezecht hat.

Dem armen Kollegen Jancsi aber blieb nur eine sehr magere Wahl. Seine Kameraden redeten ihm Mike-Percs ein. Erst als er sich dafür ent-

schieden hatte, klärten sie ihn über die mannigfachen Nachtheile dieser Legation auf, doch war daran nichts mehr zu ändern.

Nach vollzogener Wahl findet gewöhnlich ein ausgiebiger Tausch statt. Der und Jener ist mit seiner Wahl nachträglich unzufrieden. Man trachtet die Unterschiede auszugleichen durch Ueberredung, durch List, oder wenn es nicht anders geht, durch Aufzahlung. Das Virement ist gestattet.

Nur die Legation Mike-Percs, welche auf den armen Jancsi entfallen, wollte Niemand besser finden als die eigene. Jancsi war sehr niedergeschlagen.

„Wenn Niemand mit Dir tauschen will, so tausche ich,“ sagte Emanuel Tanussy endlich.

Man lachte anfangs über ihn; die Kollegen glaubten, er treibe Spaß. Jancsi wies das Anerbieten zurück. Gute Kameraden nehmen ein solches Opfer nicht an.

Allein Emanuel brachte einen Grund vor, den man annehmen mußte. Der Wein sei ihm feind, sagte er; dort aber, wohin er als Legat gehen soll, heißt es tüchtig trinken: darum wolle er tauschen.

Der wahre Grund seines Tausches war aber der folgende: Seitdem sie von Tüzhalom entflohen

waren, hatten sie immer — Sommer und Winter — die nämliche Kleidung getragen, in der sie die Heimat verlassen hatten. Jancsi's Kleidung war damals schon alt und seither hatte sie der Zeit reichlich ihren Tribut gezollt; seine neuen Kleider hatte er — wie erinnerlich — Emanuel überlassen und dieselben waren noch in einem leidlichen Zustande. Darum mußte Mano die mit einem größeren Erträgniß verbundene Legation dem Jancsi überlassen, weil dieser des Geldes mehr bedürftig war als er.

Mano hatte sich übrigens in den härtesten Entbehrungen geübt. In kalter Winterszeit schlief er auf den Steinfliesen, mit einem Holzscheit unter dem Kopfe. Einmal wettete er, daß er vier Tage nichts essen werde — und er gewann die Wette.

Zur Legation, diesem großen und wichtigen Unternehmen, war nichts weiter nöthig, als sich einige Predigten abzuschreiben und von einem bemoosten Haupt eine abgenützte Toga zu entlehnen. Ein solches Verlangen wurde niemals abgeschlagen. Hier herrscht seit langer Zeit der Sozialismus, wenn nicht gar der Kommunismus. Wenn ein Studiosus von zuhause ein „laetum nuntius“

Schinken, Würste, Speck und dergleichen bekommt, so gehört das sämmtlichen Stubengenossen. Hat Einer einen Sonntagsrock, so trägt ihn die ganze Gesellschaft. — Der Legat verschafft sich dann noch einen Reisesack, in welchem ein Hemd, die Toga und ein Paar Stiefel (wenn er welche hat) untergebracht werden; die Predigt wird in die Tasche gesteckt; natürlich weiß der Legat, wenn er sich auf den Weg macht, noch kein Wort von seiner Predigt. Aber wozu ist denn der weite Weg? Auf der Heerstraße, unter Gottes freiem Himmel holt man das Konzept hervor und lernt seine Predigt.

Mano's Reisesack war um so viel leichter, als er nur das eine Paar Stiefel besaß, das er an den Füßen trug. Das waren aber kostbare Stiefel, denn zwischen den Sohlen war jene Hunderter-Note versteckt, an die er nicht rühren durfte. Der fahrende Schüler fühlte sein Herz von Stolz schwellen, wenn er dann dachte, daß er eine Hundertgulden-Note mit Füßen tritt.

Er hatte übrigens sich selbst getäuscht, als er glaubte, er werde unterwegs seine Predigt erlernen; denn als er die grünen Felder erreichte, die in ihrem vollen Frühlingsschmucke prangten, da vergaß er

beim Gesang der Lerche und dem Gesumme der Bienen völlig seiner apostolischen Mission.

Vormittags vertröstete er sich auf den Nachmittag; Nachmittags wollte sich die rechte Lust wieder nicht einstellen, da verschob er das Lernen auf den Abend. Am Abend gelangte er aber in eine wundervolle Landschaft: in die Biharer Gebirgsgegend. Unter blühendem Ahorn, unter würzigen Tannen dahinwandelnd, fiel es ihm nicht ein, seine Predigt zu studiren. Morgen früh! Der Tag bricht ja so zeitig an. Nach zweimaliger Durchsicht wird er die Geschichte weghaben.

In Mike-Percs angelangt, fand er unschwer das Haus des Pastors; dasselbe stieß unmittelbar an die Kirche. Thür und Thor waren geschlossen und wollten sich auch auf sein Pochen nicht aufthun. Unter so bewandten Umständen faßte Mano einen raschen Entschluß und — schwang sich über den Zaun.

Der Pastor saß im Hausflur; es war ein recht alter Mann, die einzige lebende Seele im Pfarrhofe. Wenn er Wasser brauchte — was selten geschah — so brachte es ihm der Kirchendiener. Er trug noch den nämlichen Rock, in welchem er als Kaplan in

die Gemeinde gekommen war. Im Munde steckte die Schemnitzer Pfeife mit dem langen, gebogenen Weichselrohr.

„Wie seid Ihr da hineingekommen?“ fragte er den Ankömmling.

„Die Thür ist geschlossen; über die Planke also.“

„So gebührt es sich auch. Seid Ihr der Legat?“

Mano holte sein Beglaubigungsschreiben hervor und reichte es respektvoll dem Pastor.

Der alte Herr hielt das Schriftstück weitab und las es aufmer sam von Anfang bis zu Ende. Dann schielte er zu dem Jüngling und fragte in mißtrauischem Tone:

„Habt Ihr schon einmal gepredigt?“

Mano gestand, daß er noch niemals gepredigt habe.

„Nun gut; es ist nicht schwer. Aber gebt Acht, daß Ihr im Vaterunser nicht stecken bleibt. Denn es ist mir selber schon passirt, daß ich bei der Stelle: ‚Unsere Sünden vergieb uns, Herr . . .‘ nimmer weiter konnte.“

Mano versprach, er werde das Vaterunser aus dem Gebetbuch lesen.

„Ihr könnt nun gehen; da drüben wohnt der

Lehrer; dort werdet Ihr Kost und Quartier haben. Noch Eins: Künftig solltet Ihr nicht mit dem Zaunklettern Eure Kleidung ruiniren; lernet den richtigen ‚ungarischen Thürriegel‘ kennen. In der Hausthür giebt es ein Loch, da hängt ein Stück Spagat mit einem Knopf daran heraus. Zieht man den Spagat an, so geht die Thür auf.“

Mano dankte für die Aufklärung. Als er zum Thor hinaus gehen wollte, rief ihn der Pastor noch einmal zurück:

„Ich hätte schier die Hauptsache vergessen. Ein Presbyter hat auf dem Felde draußen seine Rebscheere verloren. Dies müßt Ihr von der Kanzel herab verkündigen. Der ehrliche Finder hat die Rebscheere beim Pastor abzugeben.“

Mano brauchte das Haus des Lehrers nicht lange zu suchen. Es gab da keinen Zaun, keinerlei Umfriedung; die beiden Thorpfosten standen vereinsamt da. Die Gemeinde wird die Planke erst künftig machen lassen.

Der Lehrer war ein guter Kamerad. Als Zweitjähriger war er hieher gekommen und weil es ihm gut gefiel, war er hier geblieben. Er sagte auch ganz offen, weshalb. In der Gemarkung der

Gemeinde gab es eine prächtige Sauerwasserquelle, da kann man den gauzen Tag Sauerwasser trinken. Er stellte dem Legaten auch sogleich einen Krug voll dieses Wassers vor. Auch der Aushilfslehrer hatte bei ihm die Verköstigung. Er gab seinem Gaste ein lukullisches Festmahl: weiche Eier, Liptauer-Käse und dazu Sauerwasser. Um das Mahl zu würzen, holte er seine Guitarre hervor und sang die schönsten Lieder aus seiner Studentenzeit; der Aushilfslehrer sekundirte ihm und Mano sang die Altstimme. So vertrieben sie sich die Zeit bis zum ersten Nachtwächter-Ruf, dann gingen sie zu Bette. Beim ersten Hahnenschrei war Mano auf den Beinen und machte sich an das Lernen seiner Predigt. Aber kaum hatte er die ersten zwei Blätter durchgelesen, als der Lehrer mit dem Aushilfslehrer bei ihm erschien. Es war vier Uhr Morgens.

„Nützen wir die Zeit!“ rief der Lehrer, indem er ein Spiel abgerissener Karten aus der Tasche zog. „Laßt uns eine Partie Préférence spielen!“

Vergebens sträubte sich Mano, indem er versicherte, daß er nicht spielen könne. Es half ihm nichts, er mußte theilnehmen; man werde ihn schon

unterrichten, lautete die Antwort. Natürlich spielten sie auf Ankreiden.

Doch wo bleibt die Predigt? Schließlich, als ihm das Feuer schon auf die Finger brannte, entfloh Mano in die Holzkammer, wo er bis zu den Knieen im Sägestaub stehend, verstohlen seine Pfingstpredigt durchlas. Er vertraute seinem guten Kopfe, daß er die Predigt auch so behalten werde.

Als das dritte Kirchenläuten ertönte, hatte er schon die geborgte Toga angelegt, worauf er, die Bibel unter dem Arm, in ernster Haltung sich nach der Kirche begab. Der Pastor kam erst nach Absingung der Psalmen in die Kirche, als der Legat schon auf der Kanzel stand und aus der Bibel den den Sprüchen Salomonis entlehnten Text las.

Mano hatte nicht eine Spur von Kathederfieber; er stand ruhig da, als wäre das Predigen sein tägliches Brod gewesen. Die Gläubigen betrachteten ihn sehr aufmerksam; er war ein schöner, stattlicher Jüngling. So mag der Apostel Johannes ausgesehen haben. Er blieb in der Predigt nirgends stecken; er brauchte nicht ins Konzept zu blicken; die Worte sprudelten hervor, wie das Wasser aus der Quelle.

Die Kirche hatte drei Pforten, der Haupteingang lag der Kanzel gegenüber. Als er zu dem dritten Theile seiner meisterhaften Predigt gelangte und seufzend ausrief: „Drittens endlich, meine Brüder im Herrn, heißt es nicht ohne Ursach in der heiligen Schrift: Brüllet, ihr Thore, rufe, du Stadt!" — da erstarb ihm plötzlich das Wort auf den Lippen. Bei der Kirchenthür tritt eine Gestalt herein, die dem Pater Horkazi ähnlich ist wie ein Ei dem andern.

So wie er näher tritt, erkennt ihn Mano: er ist es in der That, der Taltos von Tüzhalom. Er läßt sich in der Bank der Presbyter, just auf den Platz des Kirchenkurators nieder, stützt beide Ellenbogen auf das Betpult und schaut zu dem jugendlichen Prediger empor.

Mano hatte ein Gefühl, als würde die ganze Kirche um ihn her tanzen.

Sein erster Gedanke war der, daß Horkazi von seinen Eltern entsendet sei, damit er ihn nach Hause bringe. Als er aber dann mit beiden Händen sich fest an den Kranz des Predigtstuhles klammerte, da fühlte er auch seinen Muth wiederkehren. „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Diese Katheder aber ist der Thurm der Burg.

Aber mit dem Konzept der Predigt war es aus; von da an sagte er her, was ihm gerade in den Sinn kam, mit donnernder Stimme, „daß alle Schläfer in der Kirche erwachten, als ob wirklich Thore und Stadt brüllten". So schlug er sich glücklich bis zu dem erlösenden Amen durch. Er war aber auch in Schweiß gebadet.

Herr Horkazi aber saß ihm gegenüber und betrachtete ihn mit einem fettschimmernden Lächeln.

Mano war nicht so sehr wegen Horkazi's als wegen des Ortspastors in Verlegenheit. Ach, wenn dieser zufällig Szoboßlay's Predigt kennt und entdeckt, wie sehr er — der Legat — geschwindelt hat. Er schielte mit einem Auge zu dem Pastor hinüber und dieser erwiderte seine Blicke durch ein fortgesetztes Blinzeln, als ob er den Legaten aufmuntern wollte. Mano aber verstand ihn nicht. Endlich als er zum Vaterunser gelangte, sah er, wie der Pastor mit dem Zeigefinger und dem Mittelfinger der rechten Hand Bewegungen machte wie der Krebs mit der Scheere. Aha! Jetzt verstand er ihn. Die verlorene Rebscheere muß verkündigt werden. Er beeilte sich denn auch damit. Er war schon am Schlusse des Vaterunsers, dort wo der Zusatz der Calviner be-

ginnt. „Denn Dein ist das Reich und die Macht — und — und die Rebscheere, jetzt und in alle Ewigkeit, Amen!“

Er hätte vielleicht gar nicht gemerkt, wie kurios es sei, was er gesagt, wenn er nicht gesehen hätte, daß die ganze andächtige Versammlung — lacht. Jetzt erst merkte er den Lapsus; er erschrak dermaßen, daß er glaubte, die Kanzel müsse mit ihm in die Erde versinken, tief, tief, bis nach Amerika.

Er nahm rasch die Bibel und eilte, den Kopf zwischen die Schulter gezogen, von der Kanzel.

„Nicht wahr, ich sagte Euch das Vaterunser sei das Schwerste? Noch schwerer aber ist die Verkündigung der Rebscheere.“ So sprach der Pastor in rügendem Tone zu ihm.

Das war ein schwerer Fehler. Bis er heimkehrt, wird das ganze Kollegium seinen Kasus kennen und sein Lebenlang wird ihn alle Welt nur mit den Worten begrüßen: „Dein ist die Rebscheere, Amen.“

Und in dieser grausamen Verlegenheit mußte er dem Pater Horkazi gegenüber treten.

„Sehr gut, liebste Emma; es ist prächtig gegangen!“ sagte Horkazi. Ich werde die Ehre haben,

zu Hause zu erzählen, welche Ehren unserer Emma in der Kirche zu Mike=Percs zutheil geworden sind."

Mano wollte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenken.

„Was suchen Sie hier?" fragte er.

„Ich bin auf einer kanonischen Visitation bei meinen Gläubigen in hiesiger Gegend begriffen. Es giebt hier alt=scythische Russen, die zu meiner Dechantei gehören. Seit zehn Jahren war ich nicht in ihrer Mitte. Unterwegs erfuhr ich, daß unsere Emma für die Pfingstfeiertage als Legat nach Mike=Percs entsendet sei und ich wollte mich persönlich, mit eigenen Ohren von ihren Fortschritten überzeugen. Und ich habe l a n g e O h r e n; Sie wissen das gut, liebste Emma!"

Und bei diesen Worten schnitt er ein Gesicht wie ein Henker, der sich anschickt, sein Opfer aufs Rad zu flechten.

Zum Glück konnte dieser Diskurs in der Kirche nicht fortgesetzt werden, weil der Lehrer mit den Schulkindern im Chor den „Lobgesang" anstimmte. Der Pastor und der Legat traten an den Tisch des Herrn; vor demselben erschienen nacheinander die Gläubigen und empfingen das Abendmahl; der Pastor

reichte ihnen den Wein aus einem alten silbernen Becher, der Legat das Brod; er war zwar noch kein geweihter Priester, aber bei den Protestanten ist Jedermann Priester. Horkazi war ein ruhiger Zuschauer dieses ganzen Vorganges; er verlangte keinen Theil daran. Seine Pfingsten fallen nach dem Julianischen Kalender erst zwei Wochen später.

Als Alles vorüber war, entfernten sich die Gläubigen; auch der Pastor nahm die seidene Stola auf den Arm und lenkte seine Schritte nach dem Ausgang.

„Ihr bleibt hier, um den ‚Siklus' zu übernehmen," sagte er dem Legaten, der ihm auf dem Fuße folgen wollte.

Den Horkazi würdigte er keines Blickes. „Was sucht der in unserem Hause?"

Der „Siklus" war das in dem Klingelbeutel angesammelte Betplatzgeld. Dieses Geld bildete die Entlohnung des Pfingst-Legaten in Mike-Percs.

Der Kirchendiener brachte den Klingelbeutel von verschossenem Sammt und schüttete den Inhalt desselben aus. Es waren lauter harte Kreuzer aus Maria Theresia's Zeiten, mit Ausnahme einer einzigen Silbermünze, welche Horkazi hineingeworfen, nachdem

er sie prahlerisch vor sich auf den Tisch hingelegt hatte. Man zählte das Geld, indem man die ganze vorderste Bank mit kleinen Kreuzerhäuflein anfüllte. Es waren hundertundachtzig Kreuzer! volle drei Gulden Schein. Mano nahm die Silbermünze und schenkte sie dem Küster; mit dem Kupfergelde füllte er die Taschen der Toga.

Dann verließen auch sie die Kirche.

Vor der Einfriedung der Kirche stand Horkazi's Wagen, bespannt mit drei kräftigen Gebirgspferden, deren Mähnen und Schweife unterwegs eine Menge Kletten aufgesammelt hatten. Der Wagen war mit einem Dache versehen; der Kutscher war nicht nach der Tracht der Gegend gekleidet; er trug einen langen Bauernmantel, bis an die Kniee reichende, gefranste Leinenhosen und einen pilzförmigen Hut.

„Was läßt die liebe kleine Emma Väterchen und Mütterchen sagen?“ fragte Horkazi, indem er in den Wagen stieg.

„Was ich sagen ließe, das würden Sie nicht bestellen und was Sie bestellen, das würde ich nicht sagen lassen.“

„Ein schöner Tropus; man sieht, daß Sie

Rhetorik studirt haben. Nun, ich werde das Allerbeste melden."

Und er bedeutete dem Kutscher in der Richtung nach Bagamer zu fahren.

Dies war für Mano sehr beruhigend; denn diese Richtung war derjenigen, die er einzuschlagen hatte, um in die Tochtergemeinden zu gelangen, gerade entgegengesetzt.

Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieser Taltos nur entsendet sei, um ihn zu fangen und gewaltsam nach Hause zu bringen. In Debreczin wäre ein solches Attentat eine gewagte Sache; aber hier — in der ländlichen Einsamkeit; wer sollte ihn daran hindern?

Er mußte sich sofort auf den Weg machen, um noch Vormittags in der Filialgemeinde einzutreffen und dort zu predigen.

Der Lehrer wollte ihn davon abreden.

„Laß es für den Nachmittag; da werden die Gläubigen besser schlafen. Wir wollen lieber Preference spielen bis zum Mittagessen. Heute wollen wir um Geld spielen."

Der Legat hatte jetzt schon Geld; auch der Lehrer hatte heute von zwanzig Schülern je zwei Groschen

Schulgeld eingenommen und diese Summe ließ ihn nicht ruhen. Aber Mano ließ sich nicht zurückhalten.

„Ich habe keine Lust zu spielen, weil ich eine solche Eselei begangen habe," sagte er.

„So wirst Du ein berühmter Mann. Der Fall des Csokonay war noch schöner. Er hatte das Gebetbuch mit dem Kochbuch vertauscht und merkte dies erst dann, als er erzählen wollte, wie die Essiggurken bereitet werden müssen. Doch gab er der Geschichte schnell eine andere Wendung und lenkte den Text auf den in Essig getauchten Schwamm, welcher dem Heiland gereicht wurde. Solcher Anekdoten könnte ich Dir Hunderte erzählen."

Mano dankte für die Aufmunterung und erbat sich einen guten, festen Stock auf den Weg. Der Lehrer konnte ihm auch damit dienen. Er besaß eine ganze Sammlung Stöcke von Kornelkirschholz, aus deren Knäufen er mit seltenem Talente Vogelköpfe zu schnitzen verstand. Jeder Legat nimmt einen solchen Stock zum Andenken mit. Er ließ auch Mano die freie Wahl und dieser wählte den dicksten und stärksten, denn er suchte nur ein Vertheidigungsmittel.

Er hatte eine gute halbe Wegstunde vor sich

und diese Zeit wollte er ganz dazu benützen, die für den morgigen zweiten Festtag bestimmte Festpredigt zu lernen. Er holte das Manuskript hervor und las dasselbe, unbekümmert um die Schönheiten der Landschaft.

Aus seinem tiefen Studium ward er durch Schellengeklingel aufgestört. Er blickte um sich und sah eine herrschaftliche Kutsche sich nähern. Sie kam aus der nämlichen Richtung, wie er selbst und mußte ihn bald einholen. Auf dem Bock sitzen Kutscher und Haiduk; im Wagen selbst scheint Niemand zu sitzen; die Schutzleder sind aufgezogen.

„Gehe ich da den richtigen Weg nach Ikafalva?“ fragte Mano den Haiduken.

„Durchaus nicht, Herr Legat; Sie sind längst dabei vorübergekommen. Dort bei jenem Heiligenbilde hätten Sie einbiegen sollen. Hier kommen wir nach Kakat.“

„Der Lehrer hat mir meinen Weg so erläutert.“

„Da wollen wir Ihnen gleich behilflich sein, daß Sie zur Predigt nicht zu spät kommen. Setzen Sie sich in den Wagen; mit unseren vier Pferden bringen wir Sie im Nu dorthin, wo Sie einzubiegen haben.“

Mano zögerte, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten; doch der Haiduk war mittlerweile vom Bock gesprungen und redete ihm sehr eindringlich zu, er möge sich nur in den Wagen setzen; sie seien die Leute des mächtigen Wesselenyi, der selber ein großer Freund der Studenten sei und jeden Legaten, den er unterwegs trifft, in seinen Wagen nimmt.

So ließ Mano sich endlich bewegen, sich dem Wagen zu nähern und das Lederdach abzuschnallen.

Richtig saß Herr Horkazi im Wagen versteckt; seine rothen Glotzaugen bannten ihn wie die Augen der Cobroder Eichkätzchen.

Im nämlichen Augenblicke fühlte er sich durch den andern Verschwörer, den Haiduken, um den Leib genommen, während Horkazi sich seiner beiden Hände bemächtigte.

Der „kleine Stockträger" wehrte sich auf Tod und Leben, stampfte, stieß und biß und zerzauste den Bart Horkazi's in jämmerlicher Weise; aber endlich siegte doch die Uebermacht; sie banden ihm Hände und Füße und schoben ihn in den Wagen.

„Zurück, Ihr wißt schon wohin!" befahl Horkazi geräuschvoll schnaubend. Dann setzte er sich zu Mano

in den Wagen, dem er zum Ueberfluß auch noch den Mund verbinden ließ, damit er nicht schreien könne. Der arme Legat befand sich völlig in der Gewalt seines Ueberwinders, der ihn mit der Impertinenz der Sieger seine Macht fühlen ließ.

„Nun, allerliebste Emma, wie heiße ich denn? Asinus, nicht wahr? Langohr! Ich habe so lange Ohren, daß sie selbst die Predigt des Legaten zu Mike-Percs hören. Hei, hat der schön gesprochen! Besonders das Vaterunser! ‚Denn Dein ist die Rebscheere, Amen!‘ Wie gut wäre jetzt die Rebscheere! Sie könnte die Fesseln abschneiden. Ich bedaure sehr, aber Mama hat befohlen, daß wir Sie fest binden sollen. Ja, so ergeht es Einem, wenn man aus dem elterlichen Hause entflieht. Welche Ungeheuerlichkeit! Ein wohlerzogenes Fräulein zieht Knabenkleider an und treibt sich unter den Studenten eines ganzen Kollegiums herum! Schämen Sie sich denn nicht? Ein Teufel muß in Sie gefahren sein! Nun, wir wollen Ihnen solche Teufel wieder austreiben!“

Und so ging das fort; Horkazi fand seine Freude daran, das Kind zu quälen, das in seine Macht gerathen war.

„Eine solche Schmach über die Familie zu bringen! Unter die Bettelstudenten zu gehen und Dienste zu leisten! So das Wappen der Tanussy zu bemakeln, die niemals einem Menschen dienten, selbst dem König nicht! Die niemals eine bezahlte Arbeit verrichtet haben, die selbst dem auf frischer That ertappten Diebe das Gestohlene ließen! Und der Abkömmling solcher Vorfahren zieht mit dem Bettelsack umher und nimmt die Kupferkreuzer aus dem Klingelbeutel an! Nein, das will ich daheim gar nicht erzählen! Dezebal Tanussy wäre im Stande, das Gewehr auf den Beflecker seines Wappens anzulegen.“

Mano mußte alldies still und regungslos anhören.

Horkazi fuhr fort:

„Wir werden das Fräulein künftig schon halten. Wenn Ihnen die schönen Seidenkleider nicht gefallen haben, so werden wir Sie als Nonne kleiden. Wenn Ihnen der Unterricht des Taltos nicht beliebte, so sollen Sie künftig zwei Ursulinerinnen haben, die Sie Tag und Nacht bewachen werden.“

Als Mano dies hörte, begann er so wüthend zu strampfen, daß der Wagen schier aus den Fugen ging.

Horkazi lachte nur über diese vergeblichen Anstrengungen.

„Ja wohl, eine Nonne sollen Sie bleiben, bis Sie wieder Raison annehmen. Sie sollen Buße thun, werden in eine Zelle gesperrt, von wo Sie die Sonne nicht zu sehen bekommen werden. Da wird es keinen ‚Kameraden Jancsi' mehr geben! Dieser Galgenvogel! — Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen die Binde vom Munde abnehme, müssen Sie mir sagen, wohin der Hallunke Jancsi gerathen ist, daß ich ihn wegen seiner Diebstähle und sonstigen Schurkenstreiche verfolge!"

Mano wandte den Kopf ab, um anzudeuten, daß er nichts sagen wolle.

„Oho, allerliebste Emma! Mit mir läßt sich nicht trotzen! Sie bekommen auf dem ganzen Wege nichts zu essen und nichts zu trinken, bis Sie gestehen, wo der Hallunke ist?"

Mano streckte sich steif hin, als ob er todt wäre.

Der Wagen, der Kehrt gemacht hatte, war inzwischen wieder vor Mike-Percs angelangt. Man fuhr nicht in die Ortschaft hinein, sondern hinter den Gärten weiter. Da gab es ein Zigeunerlager; als die nackten Rangen der herrschaftlichen Kutsche

ansichtig wurden, liefen sie vor und neben dem Wagen her, machten ihre Purzelbäume, produzirten den Fuchstanz und bettelten um Kreuzer.

„Wo sind die verdammten Kreuzer?" brummte Horkazi, indem er seine Hände in die Taschen der Toga versenkte und die harten Kreuzer den Zigeuner-Rangen zuwarf. „Da habt Ihr! Für Euch ist dieses Mistgeld!"

Mano war es bitter leid um die so schwer erworbenen Kreuzer; es war das erste Geld, das er selbst verdient hatte und für das er in Gedanken auch schon die Verwendung bestimmt hatte. Diese Kupferkreuzer waren ihm kostbarer als die Goldstücke es sind, die bei der Königskrönung ausgestreut werden.

Das Geschimpfe nahm erst ein Ende, als Horkazi seinen Reisesack hervorholte, um sich zu stärken. Von Zeit zu Zeit bot er Mano eine Schinkenschnitte an, indem er sagte:

„Nun gefällig? Wollen Sie sagen, wo der Jancsi ist? Nicht? Auch gut."

Und er steckte den leckeren Bissen in den eigenen Rachen.

Als er so für sein leibliches Wohlbefinden

gesorgt hatte, schlummerte er sanft und ärgerte fortan seinen gefesselten Reisegefährten nur mit seinem Schnarchen.

Die Kutsche rollte weiter auf der holperigen Straße.

Kutscher und Haiduk waren Mano unbekannt; es waren nicht die Diener seines Vaters, sonst hätten sie unmöglich so plump mit ihm verfahren können.

Als sie über eine Brücke kamen, erhielt der Wagen einen Ruck, daß Horkazi in die Höhe flog und mit dem Schädel schier das Dach durchstieß.

„Hopp Chaburyngilas!" rief der aus dem Schlafe so unsanft aufgerüttelte Taltos. „Ich war eben bei Attila's Festmahl und trank mit Thonuzoba den ‚Blutbund': das Blut des Feindes aus dem Schädel des Feindes. Als ich Thonuzoba erzählte, daß sein jüngster Nachfahr für Kupferkreuzer den Abkömmlingen der Pacinaciten in Mike-Percs predigt, da versetzte er mir mit seinem Streitkolben einen solchen Hieb auf den Kopf, daß ich erwachte."

Um sich zu trösten, holte er dann seinen Tabakbeutel hervor, stopfte seine Meerschaumpfeife und begann seinem Opfer dichte Rauchwolken ins Gesicht zu blasen.

Dabei erzählte er ihm lang und breit die Entdeckung des ruhmvollen Ahnen Thonuzoba und der Millionenschätze, dergleichen bei keinem Potentaten zu finden wären. Er theilte dem Jüngling auch das Geheimniß mit, daß bei dieser Gelegenheit auch jener Vertrag aufgefunden worden sei, in welchem die Hetumogern die Nachkommen des Thonuzoba auf den Schild erheben, falls das Geschlecht der Arpaden erlöschen sollte. Demgemäß wäre der rechtmäßige Thronfolger in diesem Lande kein Anderer als Derjenige, der den schmierigen Bauern für elende Kupferdreier das Wort Gottes predigt.

Mano versuchte zum letzten Male die Bande zu zerreißen, doch gelang es ihm nicht.

Einmal hielt der Kutscher eine Weile, um die Pferde ausschnaufen zu lassen.

„Jonas, wo sind wir beiläufig?" fragte Horkazi den Haiduken.

„Man sieht schon den Hügel, wo die ‚Weitschau-Csarda' steht."

„Nun, dann wollen auch wir dazu schauen, unser Fräulein in gebührender Weise anzukleiden."

Darauf holten Horkazi und der Haiduk einen großen, weiten Foulard hervor, in welchen sie Mano

völlig einhüllten; und um die Mummerei zu vervollständigen, setzten sie ihm einen großen Damenhut auf, dessen Schleier sie über sein Gesicht herabzogen.

„So können wir mit ihm auch durch Debreczin fahren und brauchen nicht zu besorgen, daß die Studentenschaft ‚ad arma‘ rufen und versuchen werde, ihn gewaltsam zu befreien.“

Alldies mußte der arme Mano sich ruhig gefallen lassen.

Man erreichte bald darauf die „Weitschau-Escarda“, die ihren Namen dem Umstande zu verdanken hatte, daß sie auf einem Hügel stand. Man konnte übrigens von dort nicht sehr weit schauen, höchstens bis nach Debreczin, dem calvinischen Rom mit seinen vier calvinischen und einem katholischen Kirchthurm. Die „Altstadt“ war damals noch mit einem breiten Wallgraben umgeben, über welchen man durch acht Thore in die Stadt gelangte.

„Hier wollen wir füttern,“ sagte Horkazi, als der Wagen unter dem Schuppen hielt; „ich selbst will hier zu Mittag essen, damit wir in Debreczin nicht zu verweilen haben. Während ich drin mein Mittagessen verzehre, werdet Ihr, Jonas, beim Wagen

bleiben und Acht haben, daß uns die Mamsell nicht davonlaufe."

Der Kutscher hatte inzwischen die beiden hinteren Pferde ausgespannt und führte sie in den Stall.

Mano konnte aus dem Wagen die Wahrnehmung machen, daß mit den vorderen Pferden jener Kutscher mit dem schwarzen Mantel und den befransten kurzen Leinenhosen sich zu schaffen mache, welchen er vor der Kirchenpforte in Mike-Percs gesehen hatte. Auch der Wagen mit dem Schutzdach stand unter dem Schuppen, links von der Kutsche, in der man eben angekommen war.

Das war also ein ganzes Strategem zu seiner Umzingelung. Auch der Kutscher dieses gedeckten Wagens gehörte zur Liga seiner Feinde. Eine wahrhafte Tripel-Allianz!

Als Horkazi unter lauten Rufen nach der Wirthin im Flur der Csarda verschwunden war und die herrschaftlichen Pferde im Stall untergebracht waren (die Gäule des gedeckten Wagens fraßen ihr Heu aus der kreuzbeinigen Krippe), da sagte der Haiduk Jonas zu dem Kutscher im schwarzen Mantel:

„Marczinka, habt Ihr Euren Speck schon verzehrt?"

„Wie zum Teufel hätt' ich's nicht?" erwiderte Marczinka sanft.

„Nun, dann bleibt hier und gebt auf die Mamsell Acht, daß sie nicht durchgehe. Schaut sie nicht an, denn sie beißt. Daß Ihr aber auch Acht gebt!"

„Wie zum Henker sollt ich nicht Acht geben?"

Nun ging auch der Haiduk in die Csarda hinein, um sein Mittagbrod zu verzehren.

Der Kutscher Marczinka aber lehnte sich mit dem Rücken an die Kutsche und gaffte so zum Thor in die weite Welt hinaus, bis zum Doppelthurm in Debreczin.

Eine kurze Weile darauf fuhr unter lautem Getöse ein großer Lastwagen zum Thore herein; es war das richtige Debrecziner Fuhrwerk, auf welchem dreizehn Menschen Platz finden. Es waren aber auch fünf Pferde vorgespannt, flink und kräftig genug, um einen Thurm von der Stelle zu rücken, den von Mike-Perks sicherlich. Gegenwärtig sitzt nur ein Mann auf dem Wagen, der Eigenthümer des Fuhrwerkes selbst. Er trägt einen grünen „Krispin" mit rothem Kragen — zu jener Zeit die Lieblingstracht der Debrecziner „Cives"; dazu einen flachen, schmal-

krämpigen Hut; in der Hutschnur stecken zwei Kornähren, das Abzeichen des wohlbestallten Bürgers.

Das Fuhrwerk bleibt unter der Schupfen, rechts neben der Kutsche stehen.

Der Bürger im Krispin-Mantel kugelt vom Kutschersitz herab; die ganze Gestalt ist, als ob sie von Gummi elasticum wäre.

„He Vetter!" fragt ihn der Kutscher im langen Mantel, „was ist das dort für eine Stadt?"

Der Civis mißt den Frager verächtlich von Kopf bis Fuß und sagt dann:

„Bist Du blind, daß Du Debreczin nicht siehst?"

Als Mano diese Worte hörte, schaute er wie elektrisirt unter dem breitschirmigen Frauenhut hervor. Das ist ja Meister Tanczos, sein Patern, dessen Knaben er im Lesen unterrichtet und bei dessen Mutter, als sie neulich auf der Bahre lag, er mit seinen Kameraden vom Kantus gewacht hatte! Dieser kann ihn befreien. Da er an Händen und Füßen gefesselt war und man ihm auch den Mund verbunden hatte, konnte er, um die Aufmerksamkeit des Meisters Tanczos auf sich zu lenken, nichts Anderes thun, als schmerzlich zu winseln und sich im Wagen herumzuwerfen.

„Schau, schau! Was ist denn das für eine Figur?“ fragte Meister Tanczos.

„Seid Ihr denn blind, daß Ihr nicht sehet, daß es ein Fräulein ist?“ ripostirte der wachthabende Kutscher.

Meister Tanczos begnügte sich aber nicht mit dieser Antwort, sondern schlug den Schleier von dem Gesichte des angeblichen Fräuleins zurück.

„Was der Teufel! Das ist ja mein Studiosus! Was soll das bedeuten?“

Dabei riß er Mano das Tuch vom Munde.

„Ach, lieber Vetter Tanczos, Gott hat Sie hieher gesendet!“

„So ist es auch; ich war auf der Tanya, um ein gutes Mastschwein für den Herrn Pastor zu holen. Aber Domine quo modo . . .“

„Schneiden Sie schnell meine Bande durch; die Philister haben mich gefangen und wollen mich in ein Nonnenkloster sperren.“

„Aufessen will ich das Kloster!“

Dabei holte er sein gutes Debrecziner Messer aus der Tasche und mit zwei tüchtigen Schnitten hatte er den Jüngling von seinen Fesseln befreit. Mano sprang allsogleich vom Wagen und wollte zum

Thor hinauslaufen. — Meister Tanczos faßte ihn am Arm.

„Wo rennen wir denn hin? Es jagt uns doch Niemand!“

„Ich laufe, wohin ich kann.“

„Der Ungar läuft nicht, wenn er einen Wagen zur Hand hat.“

„Meine Henker werden sogleich zur Stelle sein; ich will lieber sterben, als noch einmal dem russischen Popen in die Hände fallen.“

„Aufessen will ich den russischen Popen.“

„Es sind ihrer Viele. Dieser Mann da im schwarzen Mantel gehört auch zu meinen Feinden.“

„Dieser schwarze Mantel, in dem ein Mann steckt? Hm, Mann! Da habt Ihr einen Schusterthaler, tränket meine Pferde!“

Der Kutscher nahm das Zweigroschenstück, holte den Tränkkübel vom Wagen und tränkte die Pferde des Meisters Tanczos. Man kann auch zwei Herren dienen, wenn nur Beide bezahlen.

„Wir wollen inzwischen einen Blick in den Reisesack thun.“

Der Reisesack des Meisters Tanczos enthielt Bratwurst, kalten Braten und Weißbrod, Alles reichlich

für zwei Menschen. Es wäre Schade, den Vorrath wieder nach Hause zu bringen.

Mano dachte, es sei noch Zeit genug, davonzulaufen, wenn Horkazi oder der Haiduk am Horizont erscheinen würde und ließ sich überreden, mitzuhalten, ja er ließ sich sogar einige Schluck aus der Holzflasche aufdiktiren, was sogleich zur Erhöhung seiner Courage beitrug. Mittlerweile hatte „der Mantel, in dem ein Mann steckt", die Pferde getränkt und wieder aufgezäumt, wofür Meister Tanczos ihm die Reste der Mahlzeit überließ.

„Was führt Ihr im Wagen?" fragte der Kutscher, nachdem er sich bedankt hatte.

„Ein fettes Schwein für unsern Herrn Pastor," lautete die Antwort.

„Es muß 'ne träge Sau sein, weil sie sich gar so still benimmt."

„Ei, da muß ich gleich nachschauen," sagte Meister Tanczos.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er, daß die Sau todt war.

„Vertrackter Knecht!" wetterte Meister Tanczos; „ich sagte ihm, er solle das Thier nicht mit dem Kopf gegen die Rosse legen, weil die Schweine das

nicht vertragen, nun ist das Beest richtig hin. So kann ich es meinem Pfaffen nicht bringen; weil es aber schon für einen Pfaffen bestimmt war, soll es dem andern gehören. Kommt, Ihr Mann, helft mir das Schwein da in die Kutsche heben."

Dieser spaßige Einfall brachte selbst Mano trotz seiner verbitterten Stimmung zum Lachen.

„Halt!" sagte er. „Wenn wir dem Taltos schon einen Reisegefährten geben, so wollen wir diesen auch gebührend kostümiren."

Mit diesen Worten hob er den großen Burnus, in den er selbst eingehüllt gewesen, vom Boden auf, nahm auch den breiten Schleierhut und maskirte so das eines besseren Schicksals würdige Schwein, das fortan seine Stelle und seine Rolle einnahm.

Der Kutscher schaute alldem mit einfältiger Miene zu, als ob er keine Ahnung hätte, was es da zu lachen gäbe.

Meister Tanczos half Mano auf den Wagensitz, schwang sich selbst hinauf und schnalzte seinen fünf Drachen mit der Zunge, worauf diese das schwere Fuhrwerk bei dem gegenüberliegenden Thore mit einer solchen Leichtigkeit hinauszogen, als ob es ein Kinderwägelchen wäre.

Jetzt erst wagte Mano aufzuathmen; jetzt erst glaubte er sich gerettet.

„Daß sie uns nur nicht erreichen!“ sagte er, besorgt zurückblickend. „Die Kutsche ist mit vier guten Pferden bespannt.“

„Aufessen will ich die vier Pferde mitsammt der Kutsche.“

„Aber auch der gedeckte Wagen gehört dem Horkazi.“

„Den will ich gar in meine Tabakspfeife stopfen.“

Sie hatten schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt und fast den großen Wald erreicht, als die Sache ruchbar wurde.

Horkazi hatte mittlerweile in der Herrenstube der Csarda in aller Bequemlichkeit ein Paprikahuhn verzehrt und mit einer Flasche Bakator bespült. Von dem ganzen Huhn hatte er nichts als den Magen liegen gelassen; den Magen aß er nicht gern. Er gedachte damit einen Hauptspaß zu machen. Er steckte den Magen an die Klinge seines Taschenmessers und trug ihn so hinaus, um ihn „der lieben Emma“ anzubieten.

Der Haiduk zechte noch in der Gaststube, der Kutscher aber schlief im Stalle; nur der andere

Kutscher im langen Bauernmantel lehnte draußen an einem Pfeiler der Schupfen.

„Nun, allerliebste kleine Emma! Essen Sie den Magen noch immer so gern? Hühnermagen? Ihren liebsten Bissen habe ich Ihnen gebracht. Nun wollen Sie reden? Soll ich Ihnen das Mündchen freimachen?"

Als er den Schleier des Hutes zurückschlug wich er entsetzt zurück.

„Ormuzd und Ahriman! Was ist das?"

Die Mamsell hat einen Schweinskopf bekommen!

„Wer hat diese Schweinerei gemacht? He Jonas! Verrätherischer Haiduk, wo steckst Du! Komm' hervor! Wo ist mein Gewehr, daß ich Dich erschieße!"

Auf den großen Lärm kam der Haiduk aus der Trinkstube heraus, indem er sich den Schnauzbart vom letzten Glase Wein abtrocknete.

„Nun, was ist denn geschehen?"

„Da schau her, Sohn des Teufels! Was hast Du statt der Mamsell hier zurückgelassen?"

Der Haiduk herrschte nun den Kutscher im langen Mantel an.

„Habe ich Euch nicht aufgetragen, die Mamsell nicht durchgehen zu lassen?"

„Die Mamsell allerdings, aber den Studenten nicht!“

„Euch alle Beide will ich erschießen!“ heulte Horkazi.

Zum Glück war sein Gewehr niemals geladen, denn er selbst hatte die meiste Furcht davor. Dagegen führte er mit seinem Stock wüthende Hiebe nach den beiden Schuldigen, die aber so vorsichtig waren, sich in respektvoller Ferne zu halten.

„Was ist aus der Mamsell geworden, Du Maulaffe?“ schrie er den Kutscher an.

„Dort entführt man sie auf jenem fünfspännigen Wagen, sie haben schon einen tüchtigen Vorsprung.“

„Warum sagtest Du das nicht früher?“

„Weil man mich nicht früher gefragt hat.“

„Rasch anspannen! Wo ist der Kutscher? Liegst Du auf der Bärenhaut, Du Manichäer?“

Freilich lag er auf der Bärenhaut; so ein Nachmittagsschläfchen thut wohl.

Der Taltos jagte den Haiduken, der Haiduk zauste den Kutscher, der Kutscher konnte die Köpfe der Pferde nicht finden und wollte sie beim Schweif aufzäumen; der andere Kutscher aber lehnte am Wagenschlag und betrachtete das kostümirte Schwein,

als ob er jetzt seine Wächterpflicht erfüllen wollte, daß nicht auch das todte Schwein entfliehe, wie die Mamsell entflohen war.

Diese ganze Hetze glich auf ein Haar einer jener einstudirten Komödien, wie man sie nicht selten in den Dorfschmieren aufführen sieht, wo der Direktor den bärbeißigen Pater familias mit langem Flachsbarte spielt; dann giebt es einen fluchenden Haiduken, einen tölpelhaften Paloczen, der einfältige Antworten zu geben hat, endlich einen Kutscher, der den Betrunkenen spielt. Der Flachsbart schreit, die Anderen schweigen inzwischen; sie jagen sich auf der vier Schritt langen Bühne umher, ohne einander je zu erwischen; der Eine fuchtelt mit dem Stock herum, trifft aber Niemanden; die Anderen jammern, ohne geprügelt zu sein; wo in der Rolle Hahaha! steht, dort wird gelacht.

Auch diese vier Leute thaten so, als würden sie eine improvisirte Posse aufführen.

Wie, wenn auch der Fünfte eine Rolle hat in dieser Komödie? Wir meinen nicht das Schwein, welches seinen Zustand sehr ernst nahm, sondern Herrn Tanczos. Wie, wenn auch er zur Truppe gehört?

Auf jener schönen Ebene, die von der Weitschau-Csarda bis zum Debrecziner großen Walde sich erstreckt (es sind lauter Wiesen, für jeden Civis eine Tafel, die ihm fünf Schober Heu bringt), sieht man schon in weiter Ferne von einem Wagen den andern Wagen. Mano blickte fortwährend zurück, während Meister Tanczos nur in kurzem Hundetrab fuhr und ihm dabei einen Vortrag hielt über die Privilegien der Stadt Debreczin, welche diese Stadt zur ersten der Welt machen, ferner über die unvergleichliche Macht der Cives, eine Macht, deren sich Niemand in der Welt rühmen kann. Jedem Debrecziner Bürger ist in der Gemarkung der Stadt dreißig Mal so viel des besten Ackerfeldes zugemessen, als der Flächeninhalt seines Hauses in der Stadt sammt Hof und Garten ausmacht; das Haus kann ohne den Acker nicht verkauft werden, das Eine ist an das Andere gebunden. Darum kann es hier nicht vorkommen, daß irgend ein reicher Mann einen großen Grundbesitz zusammenkauft, weil er dazu in der Stadt gleich eine ganze Gasse aufkaufen müßte. Der Debrecziner Bürger kennt keinerlei Steuern oder ähnliche Seuchen; er hat vielmehr einen Antheil aus den Einkünften der Stadt.

Mano fand alle diese Dinge sehr interessant, nichtsdestoweniger blickte er von Zeit zu Zeit sehr besorgt nach rückwärts, wo eine große Staubwolke sich erhob, hinter welcher, wenn der Wind sie von Zeit zu Zeit hinwegwehte, eine vierspännige Kutsche sichtbar wurde.

„Sie werden uns bald einholen, Meister Tanczos,“ sagte Mano.

„Sie sollen sich nur anstrengen,“ lautete die Antwort.

Und nun kam er auf die Vorzüge der Pußtenwirthschaften zu sprechen und auf die „Purzsas“, die ihre Schafheerden aus dem fernen Siebenbürgen zur Weide herauftreiben.

Inzwischen hatte sich die Kutsche dem Fuhrwerk des Meisters Tanczos so weit genähert, daß man das Schnauben der Pferde hören konnte. Meister Tanczos aber fuhr noch immer im kurzen Trab und saß auf der Peitsche.

„Was soll die Lauferei,“ meinte er; „wir werden doch bald im großen Walde sein.“

Auch Mano hatte seine Gedanken über den großen Wald. Seinen Fäusten vertraute er nicht, aber seinen Beinen umso mehr. Wenn er sich in

dieses Dickicht wirst, kann ihn Keiner erwischen. Er zog die Stiefel aus und begann seine Toga aufzuschürzen. Barfüßig läuft man noch besser.

„Sie wollen doch nicht davonlaufen, humanissime?“ fragte Meister Janczos leichthin.

„Der Pope ist dicht hinter uns her.“

„Er soll nur kommen; ich habe ohnehin noch keinen Pfaffen gefressen.“

Am Eingang des großen Waldes beginnt der Sand, jener gute, ehrliche, zähe Sand, der es den Fuhrwerken gerathen erscheinen läßt, nur bedächtig vorwärtszustreben. Hier konnte auch die Kutsche nur im Schritt den Flüchtigen folgen.

Horkazi und der Haiduk waren vom Wagen gestiegen, offenbar nur um den Pferden die Last zu erleichtern. Mano aber meinte, sie kämen nun, um ihn zu holen und machte sich sprungfertig.

„Da schau!“ sagte Meister Tanczos, „humanissime haben etwas aus dem Stiefel fallen lassen.“

Es war die Hundertgulden-Note.

„Es ist ein Hunderter!“ sagte Mano.

„Ich weiß es ja,“ meinte Herr Tanczos.

„Dann werden Sie wohl auch wissen, woher ich ihn habe und wozu ich ihn bekommen habe?“

„Wie sollt' ich es nicht wissen!"

„Nun denn: ich nehme das Geld dankbar an!"

„Und kommen?"

„Ja, ich gehe."

„Dorthin?"

„Ja, dorthin."

Meister Tanczos holte jetzt die Peitsche unter dem Sitz hervor und ließ sie lustig knallen.

„Hü Csillag! Hü Pajkos! Lauft was ihr laufen könnt — bis nach Wien!"

Die hartmäuligen Bucephalen warfen die Köpfe in die Brust und flogen mit dem Wagen dahin, als ob es niemals einen Sandhaufen gegeben hätte.

Horkazi's Kutscher wollte das Kunststück nachmachen; allein seine Pferde waren an einen andern Boden gewöhnt und spreizten alle Viere.

Ehe man sich's versah, war der Wagen, der Mano entführte, aus dem Gesichtskreise verschwunden.

Horkazi erklomm einen Baumstamm und rief den Flüchtigen einen altchasarisch-belgarischen Fluch nach, der Jene sicherlich mit seiner ganzen Wucht treffen wird.

— — — — — — — — — — —

So war es glücklich gelungen, den einzigen

männlichen Sprossen der Familie Tanussy in die Wiener Neustädter k. k. Militär-Akademie zu jagen.

Wäre Herr Kaiphas Horkazi das bezahlte Faktotum des Grafen Adalbert Ponthay gewesen, er hätte das Strategem nicht besser leiten können.

— — — — — — — — — — —

Als Graf Ponthay einige Wochen nach Pfingsten in Baden bei Wien Herrn von Hrußkay begegnete, fragte er nach Austausch der ersten Höflichkeitsbezeugungen:

„Nun, Herr königlicher Rath, wie ist man in der Nr. 5 (Hofkanzlei) mit der Sache zufrieden?“

„Vollkommen, Excellenz!“ versicherte der Herr königliche Rath.

Deputirtenwahl im Komitate Tuhutum.

Von diesem Tage angefangen war Mano für seine Familie verloren. Welche bunte Geschichten Horkazi zu Hause in Tüzhalom über das Verschwinden des Jünglings auftischte, das wäre schwer, in vernünftiger Weise wiederzugeben, denn er erfand täglich etwas Anderes. Die Militär-Akademie aber korrespondirt nicht mit den Zöglingen. Ist Einer da, der die 800 fl. jährlich im Voraus erlegt und dazu noch etwas Taschengeld für den Kadetten, so erhält er die Quittung darüber; sonst wird hier nichts Schriftliches ausgetheilt. Dagegen hält man es für wünschenswerth, daß das Gemüth des Jünglings, der hier sehr strengen Hausregeln unterworfen ist, aus dem Elternhause nicht mit allerlei sentimentalem Geschreibsel in Aufregung gebracht werde.

Dezebal erfuhr so viel, daß sein Sohn, nachdem er in Debreczin im Kantus mitgesungen und

als Legat fungirt hatte, dem Horkazi, der ihn heimbringen sollte, entronnen war. Seither brachten ihm seine Bekannten aus aller Herren Ländern die krausesten Nachrichten über den jugendlichen Landstreicher. Der Eine hatte ihn in Lemberg unter den Seiltänzern gesehen; der Andere schwur, er habe ihn in Szegzard bei einer fahrenden Komödiantentruppe gesehen, der junge Mann habe den Prinzen Kakadu gespielt; er sei übrigens mit Moneten nur spärlich ausgerüstet gewesen und habe deshalb von ihm — dem Erzähler — drei Zwanziger gepumpt. Ein Dritter hatte ausgetüftelt, die Juden hätten ihn abgefangen und ihm das Blut abgezapft. Endlich blieb die öffentliche Meinung dabei stehen, daß der durch seine Bravouren berüchtigte Räuber Sobri Joska kein Anderer sei, als der Sohn des Dezebal Tanussy. Und diese Version befriedigte auch Herrn Dezebal. Das Räuberhandwerk ist denn doch ein vornehmeres Metier als das Supplikantenthum.

Er hatte überdies viel wichtigere Dinge zu thun, als sich wegen eines solchen ungerathenen Jungen den Kopf zu zerbrechen.

Der Reichstag war einberufen und im Komitat die Deputirtenwahl angeordnet worden.

Im Komitat Tuhutum war bisher der Brauch, daß man zu einem der beiden Ablegaten den ersten Vicegespan wählte; an die Stelle des ersten Vicegespans trat sodann der zweite Vicegespan, auf dessen Stelle dann der Obernotär vorrückte. Auf die Obernotärs-Stelle aspirirten dann Mehrere, die man Kapazitäten zu nennen pflegt; diese werden dann nicht im Wege der Wahl, sondern der Ernennung zu dieser schönen Stellung erhoben; derjenige Aspirant, der schließlich die meisten Sympathieen auf sich vereinigt, jedoch bei den Neubesetzungen durchfällt, wird dann zum zweiten Ablegaten gemacht. So wurde es seit 1791 stets gehalten.

Dieses Mal wurde jedoch die Weltordnung umgestürzt. Zwar wurde auch jetzt dem ersten Vicegespan das Mandat des einen Abgeordneten zugewendet; um das zweite Mandat jedoch bewarb sich gegen alle Ordnung der Dinge der bekannte Führer der Adler-Partei, Dezebal Tanussy.

Zuerst wurde das Terrain von den nach allen Richtungen thätigen Kortesführern sondirt und dann, als es für die Aktion günstig zu werden versprach, bei Gelegenheit einer Quartals-Kongregation die Kandidatur Dezebals proklamirt.

Die erste Folge davon war, daß der perplex gemachte Obergespan seine Stelle niederlegte und statt seiner Graf Adalbert Ponthay zum Leiter des Komitats ernannt wurde — statt eines Lattenkönigs ein Storchkönig! Dezebal bekam sogleich einen Gegenkandidaten, der kein Anderer war, als sein eigener Bruder Belizar. Kein Anderer im Komitat hätte ihm gegenüber den Fehdehandschuh aufnehmen können. Das waren einmal ebenbürtige Gegner, mit all' jenen Mitteln und Leidenschaften ausgerüstet, die zu einem solchen Feldzuge nöthig sind.

Und es war in der That ein Feldzug.

Was menschlicher Verstand und menschliche Thorheit zur Aufrüttelung der schlummernden Leidenschaften ersinnen konnten — das wälzte sich durch das Komitat. Zuerst arbeitete nur das Geld, das materielle Interesse, die auf den Magen und die Gurgel der Menschen spekulirende Bestechung, unentgeltliche Zechgelage in jedem Dorfe; sie lizitirten einander die Wirthshäuser weg und in allen floß der Wein und zwar guter Wein; denn wenn man den edlen Herren Kortes schlechten Wein sandte, schlugen sie den Boden der Fässer durch und ließen den Krätzer in den Straßenkanal rinnen. Da wurden

Mais- und Hanffelder ausgetheilt, freie Weide, freier Holzschlag gestattet. Und erst die glänzenden Paraden! Die beiden Kandidaten zogen in prächtigen Karrossen, von prunkvollen Banderien begleitet, durch das Komitat; es wurden so viele Fahnen ausgesteckt, daß man damit die Türkei hätte erwerben können; es gab Kränze, Triumphbogen, Bankete, Musik auf allen Stationen.

Und vollends die schönen Reden. Der eine Parteiführer giebt die Schlagworte aus: „Wir zahlen keine Steuer, wir leisten keine Militärdienste, wir dienen überhaupt Niemandem." Der Führer der anderen Partei begnügte sich nicht damit. Er verkündete: „Wir werden uns in die Güter der Pfaffen theilen, werden jenen Magnaten, die sich im Auslande aufhalten, ihre Latifundien wegnehmen und sie dem armen Adel geben." Das war schon mehr.

Dann folgten die wirksamsten Mittel: die gegenseitige Verleumdung der beiden Kandidaten. Es giebt kein Kapitalsverbrechen, das die Phantasie der Kortesche nicht ersonnen hätte. Man dichtete ihnen Schändlichkeiten an, die sie schon im Mutterleibe begangen hatten; man erinnerte sich der geringfügigsten Ausschreitungen aus ihrer Studenten-

zeit; ein zufällig vertauschter Hut, ein ausradirtes Wort in einem Briefe wurden zum gemeinen Diebstahl, zur Dokumentenfälschung aufgeblasen; man entdeckte, daß Dezebal ein Rumäne, Belizar ein Deutscher sei. Dezebal verbreitete über seinen Bruder, daß dieser ein geheimer Katholik sei und nach Großwardein zur Beichte gehe; Belizar seinerseits erzählte von seinem älteren Bruder, daß dieser ein Jude sei und nur deshalb Reisen nach Siebenbürgen mache, weil er der Oberrabiner der Juden in Bozod-Ujfalu sei. Damit waren im ganzen Komitat alle Sturmwinde entfesselt, alle wahnsinnigen Leidenschaften ausgebrütet, die bisher im Keime geschlummert hatten. Eine Partei erhob sich gegen die andere, eine Nationalität gegen die andere, die Rumänen gegen die Ungarn; Katholiken, Lutheraner, Calviner fanden ihren alten Groll wieder; Thonuzoba ritt seine Knochenpferde; in den Familien brach der Hader los; Vater und Sohn, Bruder und Bruder lagen im Hader unter einander; die einzelnen Dörfer führten Krieg mit einander, mähten sich gegenseitig zur Nachtzeit die unreife Saat ab, zündeten die Tristen an, schnitten den Pferden die Ohren ab. Endlich brach die Fehde in den Dörfern

selbst aus; es kämpfte Haus gegen Haus, Schänke gegen Schänke, Kirche gegen Kirche; wenn eine schwarze Feder mit einer weißen Feder zusammentraf, so langte man nach den Stöcken. Die schändlichsten Pasquille, versifizirt und in Musik gesetzt, wurden in Umlauf gebracht. Alle Häuser, alle Mauern, alle Planken waren mit Spott und Hohn besudelt. Wenn irgend ein ehrenhafter Mensch, ein angesehener Herr, ein Stuhlrichter durch ein solches Dorf kam, ward er von Menschen und Hunden angebellt, von den Hunden nicht so schlimm wie von den Menschen.

Und in dieses schlammige Chaos griff Jemand hinein, der im Dunkel sieht und acht Hände hat wie die Hydra.

Belizar merkte plötzlich, daß ihm eine geheime Unterstützung erstanden sei. Unsichtbare Hände arbeiteten für ihn. Mächte, deren Vorhandensein bisher im Komitate Tuhutum geleugnet wurde, machten ihren wirksamen Einfluß fühlbar. Konfessionen, Nationalitäten, Interessengruppen beginnen sich um seine Person zu konzentriren. Eine Partei ist da, an der es bisher gefehlt hat; und diese Partei führt ihn mit sich. Siegt er mit dieser

Partei, dann kann er sich ihrer vielleicht noch entledigen, unterliegt er aber: so ist er ihr völlig anheim gefallen.

Das Schloß Tüzhalom war sechs Wochen lang nichts weiter als eine Schänke an der Heerstraße. Tag und Nacht zogen Schaaren von Gästen ein und aus, Thor und Thür, besonders aber die Kellerthür, wurden gar nicht mehr geschlossen. Die Säle, Stuben, Korridore, Treibhäuser, die Wohnung des Hofrichters, ja selbst die Scheunen waren voll mit Herrengästen. Und mit welcher Gattung von Herren! Leute von dem Schlage, welchen die Klette in den Haaren, das silberne Eßgeräth an den Fingern hängen bleibt, Herren vom Buntschuh-Adel, Abenteurer mit zweifelhaftem Vorleben; Langfinger, die schon mit den unterirdischen Lokalitäten des Komitatshauses Bekanntschaft gemacht hatten; gefürchtete Raufer; Landstreicher, die auf Kosten guter Freunde und Verwandten ihr unnützes Dasein fristen; allen diesen Leuten muß man Gastfreundschaft gewähren, weil Jeder von ihnen eine Stimme hat und weil sie ein mächtiges Element sind zur Einschüchterung des Gegners.

Vier Köche mit einem entsprechenden Hilfs-

personale kochten für diese ganze zahlreiche Gesellschaft; Frau Sarah hatte alle Hände voll zu thun.

Was an Tellern und Gläsern auf den Tisch kam, wurde natürlich alle Tage zerschlagen: die Porzellanfabrik in Telkibanya und die Glashütte in Uevegcsür waren kaum im Stande so viel zu erzeugen, um die Vorräthe auf Schloß Tüzhalom immer komplet zu erhalten.

Und nun erst, als der rumänische Adel aus dem Kreise Erdöalja gewonnen wurde (was man Herrn Horkazi zu danken hatte) und diese Herren sich mit ihrem Gefolge auf dem Schlosse einfanden! Ihr Anführer: ein klafterlanger Riese, ritt zu Pferde die Treppe hinan und in den Wappensaal hinein; hier band er sein Pferd an einen Kandelaber, damit nicht einer der Herren Gäste mit seinem Gaul nähere Bekanntschaft mache. Diese Leute mußte man bis zum Wahltage hier behalten und über Nacht in die Scheuer einsperren, damit nicht die Kortesche der „Kranichpartei“ ihr Herz vergifte — mit der Aussicht auf noch besseren Schnaps.

In der sechsten Woche gab es in dem riesigen Schloßgarten nichts Eßbares mehr; Alles war vertilgt, von den Krautstrünken angefangen bis zu den

Winteräpfeln; die Vorrathskammern waren erschöpft, selbst das Brodmehl mußte aus Arad geholt werden; die riesigen Vorräthe an Heu waren aufgezehrt, Dezebal mußte welches kaufen und mittelst Plätten aus der Maramaros herbeischaffen lassen. Alldies verschlang ungeheure Summen. Die Hälfte davon floß natürlich in die Taschen der Macher. Solche vortreffliche Korteschführer, wie Csunyi Laczi bei Dezebal und Bakala Peti bei Belizar verstehen es meisterhaft, die Wahlkosten mit doppelter Kreide anzurechnen.

Die gegnerischen Brüder hatten schon den ganzen Erlös ihrer diesjährigen Fechsung ausgegeben; auf allen Jahrmärkten konnte man ihre Rinderherden antreffen; sie waren zu haben, wie man wollte; das Geld reichte noch immer nicht aus. — Geld mußte aber um jeden Preis aufgebracht werden. Ist man einmal „drinn", dann heißt es „durchführen", selbst wenn noch das siebente Geschlecht es zu beweinen hätte. In jener Zeit aber ging es noch schwer, „Geld zu machen". Wohl war das Wechselgesetz schon geschaffen, doch hütete sich jeder gottesfürchtige Grundbesitzer, mit demselben Bekanntschaft zu machen, wohl wissend, daß Derjenige, der dem Teufel den

kleinen Finger reicht, mit Leib und Seele den Höllenmächten verfallen sei. Das Wechsel-Blanquet ist eine umgekehrte Jakobsleiter, die hinabführt in die Hölle; und Dezebal bestieg diese Leiter. Zu jener Zeit aber war Geld nur bei einzelnen Herren in der Großstadt zu bekommen, die sich für hundert Gulden zweihundert verschreiben ließen. Sie prolongirten auch bereitwillig den Wechsel, nur mußte man dann 400 für 200 verschreiben. Einen Augenblick dachte Dezebal auch an eine andere Geldquelle.

Wie, wenn „Er" ihm Geld leihen würde! Er, der große Thonuzoba! Stehen ihm doch Schätze zu Gebote, die einen Werth von Hunderttausenden haben! Einen Theil dieser Schätze könnte er wirklich zum Opfer bringen. — Doch nein! Niemals! Lieber aus den Krallen des Teufels als von den Knochen Thonuzoba's nehmen!

Wenn also Dezebal bei dem Teufel Hilfe suchte, so war es natürlich, daß Belizar zu den Antipoden des Teufels zu den Heiligen seine Zuflucht nahm: Er wandte sich an das Domkapitel um ein Darlehen. Er erhielt denn auch eine genügend große Summe, um die Kriegskosten zu decken. Aber ein solches Darlehen kann nicht geheim bleiben, wie ein

Wechsel, welchen man dem Wucherer giebt, denn ein solches Darlehen wird auf die Besitzung des Schuldners einverleibt, und die Einverleibung in allen Komitaten, wo der Betreffende Güter hat, in der Kongregation publizirt.

Das war nun wieder ein mächtiges Hetzmittel gegen Belizar. Die Pfaffen haben ihm Geld gegeben! Er hat sich dem Klerus verkauft! Er hat einen Revers über sich gegeben! Er ist ein Abtrünniger, ein Konvertit geworden! — Durch dieses Gerücht wurde das Lager der Anhänger Belizars in arge Verwirrung gebracht. Nachdem man nun wußte, daß Belizar das Geld von den Pfaffen habe, forderten die Leute das Doppelte für ihre Stimmen; und er, um die Gerüchte über seine Ketzerei verstummen zu machen, war genöthigt, auf sämmtlichen Kirchen und Pfarrhäusern des eigenen Bekenntnisses die Dächer repariren zu lassen.

In den letzten Tagen war die Rauferei im ganzen Komitat allgemein. Einer „Stimme“ den Fuß zu zerbrechen ist auch ein Gewinn; das Anzünden von Fruchttristen und Kukuruzspeichern war an der Nachtordnung; und um Solches nur als Memento zu betrachten, fand man Drohbriefe, in

welchen dem ganzen Dorfe der rothe Hahn in Aussicht gestellt wurde, für den Fall, daß Jemand es wagen sollte, am Wahltage einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Die Preise der zweifelhaften Stimmen wurden fabelhaft hinauflizitirt; Volksredner verkündeten unter Trommelschlag in den Gassen und unter frommen Gesängen in den Kirchen, daß der große Tag nahe, der über Tod und Leben, über „unser ganzes Schicksal" entscheidet. Die Blicke der Welt ruhen auf uns. Der Preis eines Fuhrwerkes ging bis auf hundert Gulden in die Höhe.

Der Sitz des Komitats Tanusvar war bis zum letzten Tage ruhig geblieben. Da giebt es wenig Stimmberechtigte. Nur selten entschließt sich ein Edelmann, ein Handwerk zu treiben. Die bürgerliche Klasse hat kein Interesse an der Deputirtenwahl. Tanusvar ist nur ein Marktflecken, der keinen Abgeordneten zu entsenden hat. Da giebt es denn auch keine Fahnen auf den Häusern; nur der Mode zuliebe trägt man hier die weiße Feder, das Abzeichen der Kraniche, weil Belizars Anhänger hier in der Mehrheit sind. Herr Dabajko aber, der Wirth „zur alten Sonne" verflucht die ganze Wahl; er macht ein sehr schlechtes Geschäft. Wenn das

ganze Komitat Gratiswein trinkt, dann verdirbt sein eigener Wein im Keller. Mittlerweile wurden für den Wahltag große Vorbereitungen getroffen. An den vier Enden der Stadt waren vier Lagerplätze abgesteckt: je zwei für die Anhänger Dezebals und Belizars. Von diesen Lagerplätzen zogen die Wähler zur bestimmten Stunde unter Vorantritt ihrer Führer und ihrer Musikbanden in den Hof des Komitatshauses.

Die Ordnung durch die bewaffnete Macht aufrechthalten zu lassen, daran dürfte man nicht einmal denken, ohne Verrath am Vaterlande zu üben.

Was staunt die Welt über die Kriegszüge Napoleons, über die Märsche Hannibals? Man schaue sich die Deputirtenwahl im Komitat Tuhutum an; das ist eine Strategie! Zwei gesonderte Lager müssen die feindlichen Kräfte aus dreihundertvierzig Dörfern in einem Mittelpunkte vereinigen. Am Eingange eines jeden Dorfes liegt ein Trupp im Hinterhalte, um dem vorbeiziehenden Gegner aufzulauern. Sie bringen ihre Fuhrwerke zum Stehen und versuchen es, ihre Gegner in ihr Lager zu locken, sie zu berauschen und abtrünnig zu machen. Anderwärts werden sie mit einem Steinhagel

empfangen, hinter jedem Zaune lauert ihnen der Segen auf; sind es schwachmüthige Leute, dann erschrecken sie und laufen davon; sind es beherzte Leute, dann dringen sie durch das feindliche Dorf und streben mit blutigen Köpfen dem Ziele zu. Je mehr Häuflein sich von da und dort zusammenfinden, desto größer ist die Kampflust; es beginnt das Wettfahren der Fuhrwerke, hie und da wird eins in den Straßengraben geworfen. Die jungen Bursche, die noch keine Stimme haben, folgen zu Pferde dem Wagenzug und rufen kreischend den Namen des Kandidaten aus, welchen übrigens auch die vorangetragene Fahne verkündet.

Die Unteranführer haben dafür zu sorgen, daß zwei feindliche Truppen nicht auf offener Straße mit einander ins Handgemenge gerathen; sie suchen die Dinge nach Möglichkeit so einzurichten, daß die Begegnung mit Umarmungen und dem Austausch der Holzflaschen endige. Denn es naht die Nacht, vielleicht gelingt es, den Gegner zu gewinnen. Die walachischen Wähler befolgen die schlaueste Taktik; sie sind genöthigt, immer durch feindliche Dörfer zu ziehen und helfen sich in der Weise, daß sie die weiße Feder, das Abzeichen der Kraniche, aufstecken

und unter dem Banner Belizars nach Tanusvar ziehen; erst wenn sie dort angekommen sind, werden sie die schwarzen Federn hervorholen und sich den Fahnen Dezebals anschließen.

Auf dem Kriegsschauplatze der Wahl war keinerlei bewaffnete Macht zu sehen. Das war die richtige Freiheit! Nicht so wie jetzt, daß man im Voraus Militär aufstellt und die beiderseitigen Wähler gewaltsam von einander trennt. „Es geht eben abwärts mit dem einst so gewaltigen Ungar!"

Die aus ferneren Gegenden kommenden Kontingente hatten sich schon im Laufe der Nacht in Tanusvar eingefunden und ihre am Eingange der Stadt befindlichen Lagerplätze bezogen; von dort aus veranstalteten sie Umzüge durch die Stadt unter Vorantritt ihrer Musikbanden, wobei sie vor dem Komitatshause Halt machten, um dem Obergespan eine improvisirte Serenade darzubringen. Inzwischen streiften die Wölfe um die Schafhürden: die listigen Seelenschacherer, die mit geheucheltem Renegatenthum sich unter die Heerden des Gegners schlichen, um abtrünnig zu machen, wen sie abtrünnig machen konnten. Weh war ihnen, wenn man sie erkannte!

Die Elite- und Garde-Truppen aber brachen

erst in den Morgenstunden aus den Schlössern der beiden Gegenkandidaten auf, wo sie die Nacht in begeisterter Stimmung zugebracht hatten. Hier wurde Alles aufgeboten, was Pomp und Macht zu leisten vermögen: ein berittenes Banderium in einer für Herrenreiter zugestutzten Volkstracht, seidene Fahnen mit Goldfransen verziert, eine Menge von vierspännigen Karossen, an der Spitze derselben das Fünfer-Gespann des Kandidaten, die Pferde reich aufgeschirrt, dann eine unendliche Reihe von Fuhrwerken jeder Art, vollbesetzt mit den festtägig geschmückten adeligen Herren. Es fehlte da auch nicht an übermüthiger Neckerei; nebst den Liedern zur Verherrlichung des eigenen Kandidaten wurden zahlreiche Spottlieder auf den Gegenkandidaten gesungen; und um auch der sichtbaren Embleme nicht zu entbehren, hatten die Schwarzfedern eine riesige Holzflasche an der Spitze einer langen Stange befestigt und hatten dieser Holzflasche ein Gesicht gemalt, welches sehr viel Aehnlichkeit mit jenem Belizars hatte. Die Holzflasche mit dem Konterfei Belizars trug eine riesige Bischofsmütze mit der Inschrift: In hoc signo vinces. Doch die Kraniche blieben die Antwort nicht schuldig; ihnen voran wurde, an

einer nicht minder langen Stange befestigt, eine Spielkarte von der Größe eines Leintuches getragen, auf welcher Herr Dezebal als Eichelkönig und Frau Sarah als Königin der nämlichen Farbe zu sehen waren. Seitdem Dezebal den Gütertausch mit dem Grafen Ponthay gemacht hatte, wuchsen ihm ungeheuere Mengen von Eicheln, darum nannte man ihn den Eichelkönig. An der Spitze der Stange aber war ein Pantoffel befestigt und das war die grausamste Insulte für Dezebal.

Hei, wenn die beiden gegnerischen Lager diese Spott-Insignien erblicken werden.

Und sie werden sie wohl erblicken, denn nach dem ersten Morgenläuten setzen sich die gegnerischen Wählertruppen in Bewegung, um den großen Hof des Komitatshauses zu besetzen. Die Galopins, die Kortesch-Führer haben vollauf zu thun, um ihre Getreuen zusammenzuhalten, daß sie nicht mit dem gegnerischen Lager in Berührung kommen.

Auf den ersten Blick möchte man glauben, daß die beiden feindlichen Lager über gleiche Streitkräfte verfügen: die Frage ist nur die, wer unter den Anhängern auch wirklich stimmberechtigt ist. Wenn man die Stimmen wägen könnte, dann würden die-

jenigen des Dezebal das Uebergewicht haben, denn seine Anhänger sind entschieden gewaltiger im Ausrufen des Namens ihres Kandidaten. Nachdem der himmelstürmende Kampf der Kehlen von neun Uhr bis halb elf Uhr gedauert hatte, erscheint in der offenen Halle des Komitatshofes ein jugendlicher Beamter und hängt eine schwarze Tafel aus, auf welcher nichts weiter geschrieben steht, als das Wort: „Vox“.

Das ist ein rezipirtes ungarisches Wort, jeder Edelmann versteht es. Der Obergespan ruft die Wähler zur Abstimmung.

Mit einem Schlage verstummt der Lärm, der Gesang, die Neckerei; man schließt das Hauptthor des Komitatshauses. Die Edelleute werden nach der Reihenfolge ihrer Heimatsdörfer aufgefordert, vor der Wahlkommission zu erscheinen, welche über die Wahlberechtigung des Betreffenden entscheidet und seinen Namen in das Protokoll des bezeichneten Kandidaten einträgt.

Das ist nun eine sehr langweilige Geschichte.

Die Wähler aus den entferntesten Ortschaften werden zuerst vorgerufen, und erst wenn das ganze Komitat abgestimmt hat, kommt Tanusvar selbst an

die Reihe. Die Wähler von Tanusvar werden erst am späten Abend dazu gelangen, ihre Stimmen abzugeben. Bis dahin wird Niemand in den Hof eingelassen. Wenn so viel Wähler abgestimmt haben, daß sie den Korridor füllen, dann öffnet man die hintere Pforte des Komitatshofes und läßt diese Leute auf die Gasse hinaus.

Das geht ziemlich glatt, so lange der größere Theil der Menge sich innen befindet; sowie aber die Masse der Wähler, welche schon abgestimmt haben, sich vergrößert, wird die Sache immer komplizirter. Die Schwärme, welche zur kleinen Thür heraustreten, werden mit feindlichen Knütteln empfangen und sie müssen nicht geringe Tapferkeit entfalten, um sich Bahn zu brechen bis zum Standplatz ihrer Genossen.

Allmälig strömen fluchende und schimpfende Gruppen aus dem Komitatshofe; sie schreien über Betrug und Verrath, der drinnen geübt wird; der echte alte Adel wird von den Herren am grünen Tisch angezweifelt, es herrscht Parteilichkeit! Viele alte Edelleute sind ihres Stimmrechtes beraubt worden. Die Schwarzfedern baben allen Grund zur Erbitterung. Doch bald wendet sich das Blatt; ein neuerer

Trupp erscheint mit der Kunde, daß die Adler siegen: soeben stimmt die Gemeinde Garaboncz; Dezebal hat einen Vorsprung von sechzig Stimmen. Diese Nachricht bringt Begeisterung in die siegesgewisse Partei, während sie die andere, welcher die Niederlage droht, in Kummer versetzt. In ihrem Schmerze bekommen die Kraniche Appetit und suchen ihre Lagerplätze auf, um sich dort Trost zu verschaffen.

Bald wird jedoch die außen harrende Menge von einer neuen unerwarteten Wendung aufgerüttelt. Die aus dem Komitatshause kommenden Schwarzfedern brachten Kunde über einen unerhörten Fall. Die Walachen haben einen furchtbaren Verrath begangen! Sie sind Belizar treu geblieben! Und doch hatten sie versprochen, ihn zu prellen und ihre Stimmen für Dezebal abzugeben. Und sie haben ihn nicht betrogen, die Verräther! Ja, weil Horkazi nur die Popen gewonnen hatte; Bakala Peti hingegen hatte ihren „Wundermann“ bestochen, der Regen und Dürre prophezeit. Dieser aber genießt weit mehr Ansehen als die Popen. Mit einem Ruck hatte Belizar seinen Gegenkandidaten erreicht, es giebt nur wenige Stimmen Unterschied zwischen ihnen. Aber diese Walachen sollen nur herauskommen! Der

Obergespan war aber so vorsichtig, die Rumänen durch ein Hinterpförtchen zu entlassen; sie bestiegen auch sogleich ihre Fuhrwerke und verließen die Stadt; als man ihre Flucht bemerkte, hatten sie schon das Weite gewonnen.

Die Wuth kehrte sich jetzt ganz gegen die Person Belizars. Sie würden ihn zerreißen, wenn sie seiner jetzt habhaft werden könnten.

Gegen Abend hatte der ganze Adel abgestimmt und stand draußen in der Stadt; drinn im Komitatshause befanden sich noch die Wähler von Tüzhalom. Diese sind sammt und sonders Anhänger Dezebals. Aber es war dann noch Tanusvar ausständig, von welchem man wußte, daß es ganz zur Kranichpartei gehöre. Es ist nunmehr die Frage, wie viele der Tanusvarer Wähler die Weißfedern aus ihren Stuben hervorzuholen im Stande sind; wie viele ihrer sich ein Herz fassen, um unter dem Schutze des Banderiums zur Wahlurne zu schreiten.

Die Sache der Adler schien verloren! Die Tüzhalomer Wähler, als sie mit ihrem Oberkortesch Csunyi Laczi an der Spitze aus dem Komitatshause hervorstürzten, brachten die Kunde, daß Dezebal geschlagen sei, wenn alle Tanusvarer Wähler abstimmen.

Und an alldem war der zweifache Verrath der Walachen schuld.

Da stieß Jemand den Ruf aus: „Tod dem Vaterlandsverräther!"

In solcher Zeit wird man leicht zum Vaterlandsverräther.

Das Wort wurde sogleich zum Feldgeschrei. Die erbitterten Adler machten sich auf den Weg nach dem Hause Belizars.

Denn auch Belizar hatte in Tanusvar auf adeligem Grunde ein schönes Haus sammt Garten, wo er den Winter zu verbringen pflegte. Dieses Haus war jetzt das Hauptquartier der Kraniche.

Die Adler rissen das Haus bis auf den Grund nieder, zerschlugen die Einrichtung in Stücke und prügelten die Freunde Belizars halb todt; der Hausherr selbst verkroch sich in den Bassin der Wasserleitung im Garten.

Bakala Peti sprang bei Zeiten zum Fenster hinaus und flüchtete in das Lager der Kraniche, wo er seine Getreuen alarmirte; diese griffen zu ihren Stöcken und Beilen und rannten in die Stadt; aber als sie vor Belizars Hause anlangten, fanden sie von diesem nur mehr die nackten Mauern vor.

„Nun denn, habt Ihr das Haus unseres Herrn zerstört, so wollen wir mit demjenigen Eures Herrn ebenso verfahren!“ so riefen die Anhänger Belizars und wandten sich mit diesem Vorhaben gegen das auf der anderen Seite der Straße gelegene Haus Dezebals.

Auch hier waren zahlreiche Gäste versammelt; in langen Reihen standen ihre Kaleschen im Hofe. Die Wuth der Kraniche kehrte sich zunächst gegen diese Kaleschen; dieselben wurden vollständig zertrümmert; hernach wurden die in der Gassenfront befindlichen Kaufläden verwüstet. Seiden- und Wollstoffe waren niemals so wohlfeil gewesen, wie jetzt. Schließlich ging es gegen das im Hofraum stehende Herrenhaus, das unter den wuchtigen Hieben der Knüttel und Beile sich bald in einen Trümmerhaufen verwandelte. „Wir zahlen Euch für Belizar!“ lautete der Ruf. Dezebal und seine Gäste retteten sich durch den Schornstein auf das Dach des Nachbarhauses und entgingen so einem schimpflichen Tode.

Und während die beiden erbitterten Lager die Häuser der beiden Kandidaten gegenseitig der Erde gleichmachten, suchte der schlaue Bakala Peti die ihm bekannten Häuser in Tanusvar auf und führte in

seinem Wagen die Getreuen Belizars zur Abstimmung.

Plötzlich stürzen die Kortesche Dezebals mit der Schreckensnachricht aus dem Komitatshause, Belizar werde sogleich die Mehrheit haben, wenn alle Tanusvarer abstimmen.

Nun gilt es, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen! Die Lagerplätze müssen in Brand gesteckt werden! — Alle vier! Die eigenen Lagerplätze und die des Gegners! Die Feuersgefahr wird den Tanusvarern die Lust von der Deputirtenwahl vertreiben.

Und dieser meisterhafte Kniff hat vollen Erfolg. Die Flammen, die von den vier Lagerplätzen aufschlugen, erhellten mit einem Male die Nacht; binnen einer Stunde glich die ganze Stadt einem Feuermeer; sämmtliche Gassen brannten nieder, von einem Ende bis zum andern: die katholische Kirche, die calvinistische Kirche, die Pfarrhäuser, die „alte Sonne" lagen in Trümmer. Das Komitatshaus allein, das ein Ziegeldach hatte, war vom Feuer verschont geblieben.

Am Morgen war Tanusvar ein Gluth- und Aschenhaufen, über welchen der Frühwind hinwegfegte.

Einige tausend Bürger waren zu Bettlern geworden.

Aber das Vaterland war gerettet.

Dezebal Tanussy war mit einer Mehrheit von dreizehn Stimmen zum Ablegaten des Komitats Tuhutum gewählt worden.

— — — — — — — — — — —

„Das war eine saubere Arbeit!“ sagte Csunyi Laczi, indem er seine Pfeife an einem rauchenden Balken anbrannte.

Schlechter als ein Vatermörder.

Die kleinen Könige haben auch fürstliche Pflichten.

Wenn dem Kriege, der zwischen den Beiden gewüthet, eine ganze Stadt zum Opfer gefallen, so ist das eine ganz gewöhnliche Sache, wie sie in jedem anderen Feldzuge sich zu ereignen pflegt. Ebenso natürlich ist es dann aber auch, daß die kriegführenden Potentaten sich beeilen, das Unglück nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Daran sollte es auch hier nicht fehlen. Dezebal lieferte aus seinen ungeheueren Waldungen unentgeltlich das Bauholz für die ganze Stadt, während Belizar aus seinen Ziegelöfen die Bauziegel und Dachziegel spendete; Dezebal lieferte das Dachrohr, Belizar gab den Kalk her; sämmtliches Zugvieh der beiden Herrschaften stand ausschließlich im Dienste der Stadt. Dezebal hielt es für seine erste Pflicht,

vor Allem die Calvinerkirche sammt ihrem Thurme wieder aufbauen zu lassen und an Stelle der geschmolzenen Glocken neue anzuschaffen. Da konnte dann auch Belizar nicht zurückstehen; er seinerseits ließ die katholische Kirche aus ihren Trümmern wieder aufrichten und seiner Freigebigkeit hatte die Stadt Tanusvar endlich eine Thurmuhr zu verdanken, die nicht auf der einen Seite die Stunden in umgekehrter Ordnung zeigt.

Eine Folge dieser Großmuth war, daß Belizar zum Zeichen der allerhöchsten Anerkennung das Ritterkreuz des Stefans-Ordens erhielt. Dies war zu jener Zeit eine große Seltenheit in Ungarn. Bekam Einer einen Orden, so war alle Welt überzeugt, daß der Dekorirte seinen Leib oder seine Seele verkauft hat. Er hat sicherlich seinen Glauben oder sein Vaterland verrathen!

In den Statuten des Ordens des heiligen Stefan giebt es zwei Punkte, welche im Komitat Tuhutum sehr auffielen. Der eine Punkt besagt, daß der Inhaber des Ordens verpflichtet sei, gegen die Ungläubigen zu kämpfen; nach dem zweiten Punkt ist er berechtigt, die Baronie zu verlangen. Die Folge hiervon war, daß alle Leute Herrn Belizar

den Tort anthaten, ihn „Herr Baron" zu tituliren und ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß er katholisch geworden?

Man hänselte ihn so lange damit, bis er beide Zumuthungen zur Wahrheit machte; eines Tages war es offenkundig, daß einer der Brüder Tanussy die Reihen des Adels und die protestantische Kirche verlassen habe. Er war Freiherr und katholisch geworden.

Als ungarischer Magnat hätte auch er Sitz und Stimme im Reichstage zu Preßburg; er saß in der Magnatentafel, Dezebal in der Ständetafel. Sie waren einander wieder nahe und wenn irgendwo, so konnten sie hier die alte Fehde nun wieder fortsetzen.

Aber auch Bakala Peti kam auf den Preßburger Reichstag und zwar als „Ablegatus absentium"; er vertrat den im Auslande lebenden Don Juan Ponthay; es war dies eine schöne Institution; schade, daß sie wieder abgeschafft worden!

Man bedurfte seiner hier in Wahrheit sehr.

Frau Sarah war von dieser Wendung vom Schicksal am meisten befriedigt. Sie hatte erreicht, was sie ersehnt; sie konnte das geräuschvolle und

doch so eintönige Leben im Schlosse Tüzhalom verlassen und in die große Welt eintreten.

Denn Preßburg galt damals in Ungarn für die große Welt.

Diese Stadt war der Sammelplatz aller Notabilitäten des Landes, der gesammten ungarischen Aristokratie. Preßburg war schon an sich eine große Stadt mit einer civilisirten Bevölkerung, einer romantischen Umgegend und mit alten Palästen; eine Stadt mit gepflasterten Straßen, mit Springbrunnen und schönen Unterhaltungsplätzen.

Hier gab es in Wahrheit eine glänzende Gesellschaft, feine Herren und Damen, prächtige Toiletten. Hier gab es einen edlen Wettstreit und gab es Triumphe.

Frau Sarah hatte die alte Dore zu Hause gelassen und statt ihrer eine französische Gesellschafterin genommen, von der sie ganz merkwürdige Dinge lernte. Sie war so glücklich zu den dauerhaften Schönheiten gezählt zu werden, deren Reize mit den Jahren sich nur entwickeln. Sie war stets von Verehrern umschwärmt. Oft genug kam sie in Versuchung, ihrem Gatten die Untreue zu vergelten, aber ihre Tugend hielt sie aufrecht.

Sie hatte nur noch ein unerfülltes Verlangen: auf einem Hofball zu glänzen. Die Erfüllung dieses Wunsches war jedoch durch die politische Parteistellung ihres Gatten unmöglich gemacht.

Dezebal erklärte dies seiner Gattin oft genug. Wenn er sich dem herrschenden Regime unterwirft, dann ist die Freiheit in Ungarn verloren. Die Blicke der Besten des Landes ruhen auf ihm.

Dezebal spielte in der That eine gewisse Rolle auf diesem Reichstage und auf dem folgenden, obgleich man in den Diarien des Reichstags keine Spuren seiner Thätigkeit findet. In den ständischen Reichstagen der vormärzlichen Zeit wurden die heftigsten Kämpfe in den Cirkularsitzungen ausgefochten. Siebenbürgen gehörte noch nicht zu Ungarn und hatte einen eigenen Landtag. So war es denn der Distrikt jenseits der Theiß, in dessen Versammlungen Dezebal seinen Geist leuchten ließ. Daß er eine außergewöhnliche Kapazität gewesen, geht schon aus der einen Thatsache deutlich hervor, daß niemals ein Deputirter seine Ansicht theilte. Seine Ansichten waren nicht von diesem Jahrhundert; Ton und Manier so schroff, so verblüffend, daß er selbst die Kollegen vom eigenen Komitat nicht für sich ge-

winnen konnte. Und darauf war er am meisten stolz. In ihm vereinigte sich der Hochmuth des Oligarchen mit dem nationalen Stolze und der Hartnäckigkeit des Kurutzen, die Anhänglichkeit an die avitischen Institutionen mit der Demokratie des Jakobiners. Er war ein Republikaner, mit dem Diplom des Thronprätendenten in der Tasche.

Seine Geschichte mit Thonuzoba war schon aller Welt bekannt; man wußte, daß dies seine schwache Seite sei. Hatte er Glück im Kartenspiel und wollten seine Partner das Gegentheil herbeiführen, so brauchten sie nur Thonuzoba zu erwähnen und Dezebal begann sofort zu verlieren.

Und dennoch merkte er nicht, in welcher Welt der Täuschung er lebt und daß man ihn in Preßburg beiweitem nicht für den großen Mann halte, als welcher er im Komitate Tuhutum grassirt. Er wird allgemach zum Gegenstand des Scherzes.

So tauchte beispielsweise in jener Zeit die Nachricht auf, ein französischer Graf Crony hätte dokumentarisch nachgewiesen, daß er ein direkter Abkömmling der Arpaden sei. Auf diese Nachricht hin wurde Dezebal von seinen Kameraden aufgestachelt, er möge jenen Arpadensprößling zum ritter=

lichen Zweikampfe fordern und so die gegen Thonuzoba verübte Schmach ahnden. Er lehnte übrigens diese Zumuthung ab, denn er fand jenen andern Thronprätendenten seiner durchaus nicht ebenbürtig.

Doch hatte er eine Selbsttäuschung, die weit gefährlicher war, als alle anderen und von welcher selbst die Preßburger Reichstage ihn nicht zu kuriren vermochten. Er bildete sich nämlich ein, er sei der beste Kartenspieler der Welt, weil er es im Komitate Tuhutum und jenseits der Theiß überhaupt war. Dort mag er es gewesen sein, aber hier im Oberlande büßte er seine dominirende Stellung ein; da erst zeigte man ihm, was für eine Geige die Karte sei. So ein Grandseigneur im Alföld ist nur ein Zigeunerprimas auf diesem Instrument; diese Herren hier aber sind lauter Paganini. Dies wollte Dezebal nicht in den Kopf; er spielte mit Zorn und Leidenschaft und verlor nur umso mehr.

Die Reichstage der vierziger Jahre sind unter Anderem auch dadurch denkwürdig geworden, daß an den Spieltischen der Ablegaten-Kasinos sich ungeheure Güterwechsel vollzogen. Hier trafen sich auch regelmäßig die Brüder Tanussy. War auch der

Eine Baron und Anhänger der Regierungspartei geworden und waren sie auch einander todfeind bis auf den letzten Blutstropfen, so hinderte sie dies nicht, am Kartentische nebeneinander zu sitzen, wobei sie natürlich nicht auf das Vergnügen verzichteten, einander durch ewige Sticheleien zu ärgern. Dezebal nannte seinen Bruder „lieber Baron", während dieser ihn „mein Fürst" titulirte; Beide ließen sich die Anspielung gefallen.

Eine berüchtigte Gestalt jener Zeit war Sobri Joska, halb Abenteurer, halb Räuber, um den ein ganzer Sagenkreis entstand. Er mordete nicht, verübte keine Grausamkeiten; dabei war er tollkühn und verschmitzt; er hatte fabelhaftes Glück und war eine volksthümliche Figur.

An den Spieltischen ward der Name des Räubers oft erwähnt; spielte einer mit so großem Glücke, daß er die ganze Gesellschaft aussäckelte, so sagte man: „Das ist der reine Sobri Joska!" Und es war allgemein die Ansicht verbreitet, daß dieser Sobri Joska kein Anderer sei, als Dezebal Tanussy's verschollener Sohn.

Dezebal war über eine solche Annahme ganz und gar nicht verdrossen. Wer kann denn wissen,

was aus dem Jungen noch wird? Seit sechs oder sieben Jahren hatte man nichts von ihm gehört; wenn er keinen Grund hätte seinen Aufenthalt geheim zu halten, so hätte ihn seither einer der Bekannten des Hauses irgendwo treffen müssen.

Eines Abends — es ging an den Billardtischen des Kasinos sehr lärmend zu — empfing Dezebal den eintretenden Belizar mit der Frage:

„Was giebt es Neues in Wien, lieber Baron?"

„Das müssen Sie am besten wissen, lieber Fürst."

„Warum ich? Was kümmert mich Wien sammt seinem Kaiser?"

„Es würde Ihnen gar nicht schaden, mein lieber Fürst, mit größerem Respekt von Sr. Majestät zu sprechen, welcher soeben Ihren Sohn zum Lieutenant und Adjutanten bei den Komorner Befestigungsarbeiten ernannt hat."

„Wen? Den Sobri Joska?"

„Nicht den Sobri Joska, sondern den Emanuel Tanussy.

„Soll das ein Witz sein?" fragte Dezebal mit verdüsterter Miene.

„Das ist durchaus kein Witz; lesen Sie das Amtsblatt!“

Mit diesen Worten nahm er die auf dem Tische liegende und von Niemandem gelesene amtliche „Wiener Zeitung“, wo gleich zu Beginn zu lesen war, daß Sr. Majestät den Frequentanten der Wiener Neustädter Militär-Akademie, Emanuel Tanussy de Tüzhalom et Vereskeö mit Lieutenantsrang zur Festungs-Baudirektion in Komorn ernannt habe.

„Nun, mein Fürst: Giebt es noch mehr Emanuel Tanussy de Tüzhalom und Vereskeö als Ihren Sohn?“

„Laß sehen! Es ist nicht wahr! Es ist gelogen, wenn es auch gedruckt ist! Das ist nicht mein Sohn, das ist irgend ein Betrüger, der seinen Namen usurpirt.“

„Doch, doch, es ist Dein Sohn, mein lieber Dezebal!“ versicherte ein Herr in der Gesellschaft; und dieser Herr war kein Anderer, als der angesehene Obergespan Graf Adalbert Ponthay. Ich habe ihn gekannt, als er noch in Mädchenkleidern einherging. Seit sechs Jahren studirt er mit meinem Sohne zusammen in der Neustädter Akademie, und ich kann sagen, daß er zu den vorzüglichsten Eleven

gehörte. Er wird es weit bringen auf dieser glänzenden Laufbahn."

Dezebal war leichenblaß geworden.

„Wer hat ihn dahin gebracht?" fragte er in dumpfem Tone.

„Das mußt Du besser wissen, die Zöglinge werden dort nicht umsonst ausgebildet."

Dezebal fühlte, daß Aller Augen auf ihm haften.

Ein Kurutzenrebell, ein heidnischer Thronprätendent, der seinen einzigen Thronerben im Geheimen in der Wiener-Neustädter kaiserlichen Militär-Akademie zum Offizier ausbilden läßt!

„Er ist schlechter als ein Vatermörder!" keuchte Dezebal tief bekümmert.

Und er fand kein Vergnügen mehr am Landsknecht; sein Sohn war ihm Landsknecht genug.

Mit diesem einen Worte war er in den Grund geschossen.

Er rannte aus dem Kasino davon und geraden Weges in sein Quartier; er packte nicht ein und wartete nicht ab, bis seine Gattin sich zur Abreise rüstete.

„Hast Du viel verloren?“ fragte Frau Sarah, als sie die verstörten Züge ihres Gatten sah.

„Ja, Vieles, Alles, die Ehre!“

„Wie ist das möglich?“

„Mein Sohn hat sich gefunden.“

„Um Gottes Willen! Man wird ihn doch nicht henken?“ Frau Sarah dachte immer nur an Sobri Joska.

„Nicht er wird auf den Galgen gehenkt, sondern der Galgen auf ihn. Wäre er doch nie geboren!“

Und er rannte davon. Es war Winterszeit und Dezebal stürmte hinaus, — nur mit einem Rocke bekleidet, geraden Weges in die Herberge „zum weißen Wolf.“ Hier standen die Schnellbauern von Sattel-Neudorf. Er schwang sich auf den Wagen eines solchen Fuhrmannes und als Letzterer ihn fragte, wohin die Reise gehe, erwiderte er: „In die Hölle!“ Eine solch' weite Reise konnte der Schnellbauer nicht unternehmen. Er könne ihn nur bis nach Pißke fahren, meinte er; dort wird sich ein anderer Bauer finden, mit dem mag er sich dann über die Weiterreise einigen.

So fuhr Dezebal davon; erst nach einer Stunde

merkte er, daß ihn friere und da erß vergessen habe, eine warme Hülle mitzunehmen. Endlich erbarmte sich seiner der Kutscher und hüllte ihn in Pferdedecken, die er mit Strängen um seinen Leib befestigte.

Nadelstiche und heißes Wasser.

Man kennt die Gewohnheit der Frauen — jener Frauen nämlich, die zu nähen pflegen, — daß sie, wenn sie beim Nähen sich in den Finger stechen, den gestochenen Finger rasch in heißes Wasser stecken, weil das heiße Wasser den Schmerz des Stiches tödtet. Natürlich verursacht das heiße Wasser einen noch größeren Schmerz.

Diese Erfahrung konnte auch Dezebal machen. Mit dem Dorne, den sein zum Offizier ernannter Sohn ihm unter den Nagel stieß, eilte er nach Hause, nach Tüzhalom, dort harrte seiner das heiße Wasser, in welches er den verwundeten Finger stecken konnte. Als er im Schloßhofe angekommen, dem ihm entgegeneilenden Beschließer den Auftrag gab, sogleich alle Zimmer heizen zu lassen (man war im März und das Wetter sehr kalt), da erwiderte der Beschließer: Es ist „unmöglich."

„Warum unmöglich?“

„Die Thüren sind versiegelt.“

„Wer hat sie versiegelt?“

„Der Fiskal und der Stuhlrichter aus Tanusvar.“

Dezebal meinte, der alte Beschließer sei schwachsinnig geworden und eilte zu seiner Wohnabtheilung hinauf. Da konnte er sich nun mit eigenen Augen überzeugen, daß sich über die Haupteingangsthür kreuz und quer die Siegelschnüre legen.

Als gesetzeskundiger Mann hütete er sich wohl, diese Schnüre abzureißen. Er begab sich in die Wohnung des Hofrichters, welchen er zu Hause fand.

„Was ist in meinem Hause geschehen?“ fragte er in leidenschaftlichem Tone.

„Ich habe dem gnädigen Herrn dreizehn Briefe geschrieben und in diesen Briefen Alles ausführlich mitgetheilt; da sind die Empfangsscheine.“

„Aha, ja so; ich habe die Briefe nicht gelesen, die vielen Sitzungen ... Erzählen Sie mir mündlich, was geschehen ist.“

„Man hat uns exequirt; Sie haben Avakum vergessen.“

„Wer zum Henker ist Avakum?“

„Um Vergebung, Avakum ist der Grieche, von dem Sie 6000 Gulden auf einen Wechsel geborgt haben. Der Wechsel ist abgelaufen, der Grieche wollte ihn nicht prolongiren; er bedürfe seines Geldes, versicherte er. Der Wechsel wurde protestirt, und ehe man sich dessen versah, war auch schon die sicher stellende Pfändung vollzogen. Wir leben jetzt in einer gar tollen Welt. In früherer Zeit konnte man die Bezahlung liquider Schulden drei Jahre hinausziehen; heutzutage aber beginnt man mit der Exekution.“

„Was hat man bei mir gepfändet?“

„Draußen auf der Wirthschaft die Rinderheerden und das Gestüt, hier im Schlosse die Schätze des Thonuzoba.“

Die letzteren zwei Worte wagte der arme Hofrichter kaum auszusprechen, als fürchtete er, daß sein Gebieter ihn sogleich todtschlagen werde.

„Die Schätze des Thonuzoba?“ wiederholte Dezebal schier zu Tode erstarrt. „Wer hat dies erlaubt?“

„Sie haben nicht erst um Erlaubniß gefragt; der Pester Advokat des Gläubigers forderte geradehin, daß die Schätze des Thonuzoba gepfändet werden.“

„Ich will sogleich in die Stadt fahren, um mit dem Fiskal zu reden; auch muß jene Summe sogleich und um jeden Preis aufgebracht werden.“

„In diesem Falle wollen Sie sich mit meinem Steirerwagen begnügen, denn die Kaleschen des gnädigen Herrn sind sämmtlich versiegelt.“

„Wie, auch die Kaleschen? Nun wohl, da wollen wir bald Rath schaffen. Konnten Sie, Herr Hofrichter, nicht irgend eine Finanzoperation einleiten, als Sie den Rummel sahen?“

„Ich bat Sie um Instruktionen, aber meine Briefe blieben unbeantwortet. Ich kenne nur eine Art von Finanzoperation: die präsentirten Rechnungen nicht bezahlen. Da habe ich einen ganzen Haufen solcher unbezahlter Rechnungen vom Zimmermeister, Schlossermeister, Maurermeister, ja selbst Rechnungen vom Kirchenbau. Seit drei Jahren verspreche ich all diesen Leuten, daß sie ‚die nächste Woche‘ bezahlt werden sollen. Darin besteht meine Finanzwissenschaft.“

„Schon recht; auch an Jene wird die Reihe kommen. Lassen Sie rasch anspannen, meinethalben einen Bauernwagen, das gilt mir gleich.“

Das heiße Wasser wirkte kräftig. Wenn einem

gütigen Vater die Möbel versiegelt werden, so ist das vielleicht eine noch größere Schmach, als wenn ihm der Sohn zum Lieutenant ernannt wird.

Einem kleinen Könige die Mobilien zu pfänden, wie die Fahrnisse des erstbesten Krämers! Die Schätze des Thonuzoba! Das fehlte noch, daß der heilige Helm, der Opferkessel und der Erbfolgevertrag auf die Trommel kommen! Bei dem Oberfiskal, der zugleich sein Anwalt war, bekam Dezebal noch weit unangenehmere Dinge zu hören. Auch diese hatten ihm unzählige Briefe nach Preßburg geschrieben, welche Herr Dezebal sämmtlich ungelesen beiseite gelegt hatte.

„Kränke mich jetzt nicht mit Deinen Vorwürfen, sondern hilf mir," wehrte sich Dezebal. „Mein Schloß muß um jeden Preis von den gerichtlichen Siegeln befreit werden; Du mußt etwas ersinnen."

„Ich habe doch Hilfe gefunden und Dir die Sache auch mitgetheilt; wenn Du meine Briefe nicht gelesen hast, so ist das nicht meine Schuld. Die Stadt Vereskeö erbietet sich, Deine Urbarialrechte für rund 100,000 Fl. abzulösen."

Dezebal warf stolz das Haupt zurück und rief: „Ich sollte mich selbst degradiren? Nimmer-

mehr! Ich bin Herr und Fürst von Vereskeö. Ein großer Markt gehorcht meinen Befehlen und entrichtet mir seine Hörigkeiten in Naturalabgaben und Arbeitsleistungen. Es giebt keinen Preis, der hoch genug wäre, um diese Hörigkeiten abzulösen."

„Graf Ponthay war in einem gleichen Falle nicht so stolz; für eine ähnliche Summe hat er mit dem Städtchen Javoros, welches in der Erbschaftstheilung ihm zugefallen, einen Ausgleich geschlossen."

„Er konnte es thun, ich werde seinem Beispiele nicht folgen. Ich soll auf das Prädikat meines Namens verzichten? Lieber will ich meinen Kopf einbüßen! Schaffe mir ein Darlehen um jeden Preis."

Mit diesem Ultimatum kehrte Dezebal in sein Tanusvarer Haus zurück.

Nach der Verwüstung am Wahltage hatte er das Haus neu aufbauen lassen, mit der Hauptfront auf die Gasse; es gab jetzt keine Kramläden mehr darin. Hier fand er bequeme Unterkunft, keine gerichtliche Pfändung war ihm hinderlich.

Er hatte nun wieder Muße, darüber nachzudenken, was er mit seinem zum Offizier ernannten Sohn anfangen soll. Der Dornstich begann ihn wieder zu schmerzen.

Doch fand sich bald wieder ein noch heißeres Wasser, welches ihn diesen Schmerz vergessen ließ.

Er erhielt mittelst Estafette von seinem Ablegaten-Kollegen aus Preßburg einen Brief. Mit diesem Briefe verfuhr er nicht so, wie er es sonst zu thun pflegte, daß er nämlich mit dem Stolze eines Sultans die Briefe unter den Divan steckte und sich darauf setzte. Er glaubte in die Erde versinken zu müssen, als er von dem Inhalte des Briefes Kenntniß nahm.

Sein plötzliches Verschwinden aus Preßburg war im Kasino völlig mißverstanden worden. Man sagte, die Entrüstung über die Ernennung seines Sohnes zum Offizier sei eitel Blendwerk; man sprach von einer Spielschuld von einigen tausend Gulden, die er am Abend seiner Flucht zu bezahlen vergessen hatte. Eine Spielschuld wird überall in der Welt als eine Ehrenschuld betrachtet und es droht ihm nun die Schmach, daß er, so die Schuld nicht binnen drei Tagen getilgt ist, auf Antrag des Bakala Peti aus dem Kasino hinausballotirt wird.

Das ist nun vollends eine verzweifelte Situation.

In seiner großen Aufregung hatte Dezebal in der That jener Spielschuld völlig vergessen; er dachte

gar nicht daran, daß man im Kasino die Sache so genau nehmen würde; er meinte, die Geschichte habe drei Jahre Zeit, wie die Rechnung des Zimmermeisters. Und nun will Bakala Peti über ihn zu Gericht sitzen. Wo ist jetzt der hirschlederne Beutel voll mit Dukaten, daß er ihn damit todtschlage!

In einem solch fatalen Augenblicke der Verlegenheit wäre die beste Hilfe ein Brief an die in Preßburg zurückgebliebene Gattin, der da lauten würde: „Meine Ehre ist in Gefahr! verkaufe Deine Juwelen und stopfe meinen Feinden den Rachen!“

Allein, Frau Sarah kann nicht lesen; auch würde sie schwerlich begreifen, welche Gefahr daraus entstehen könne, wenn ihr Mann wegen einer unbezahlten Spielschuld von einigen hundert Gulden aus dem Kasino hinausballotirt wird. Könnte man doch nur alle Schulden so begleichen, daß man von dort hinausballotirt würde, wo man die Schuld gemacht hat.

Dezebal eilte nun mit der neuen Hiobspost zu dem Oberfiskal.

„Schaffe mir Geld, woher immer. Von einem Juden, Griechen oder Armenier: das ist mir einerlei;

ich frage auch nicht lange, wie viel ich unterschreiben muß."

„Willst Du ein Darlehen von der Wiener Nationalbank?"

„Nein, niemals! Ich, Dezebal Tanussy kann nicht mit dem Hute in der Hand vor dem Deutschen erscheinen; ich kann Wien nicht verpflichtet sein. Finde etwas Anderes!"

„Wohl denn; ich will bis morgen etwas ausfindig machen."

Der Stich in den Finger schmerzte Dezebal noch immer mehr, als das heiße Wasser, das ihm schon bis an den Hals gestiegen war.

Es war unmöglich, daß in dem Augenblicke, da er sich anschickt, seinen Sohn dem Dienste Oesterreichs zu entreißen, er selbst, der stolze Vater, der kleine König, der Besitzer von Ländereien im Werthe von Millionen, demüthig an das Hinterpförtchen poche, um Hilfe gegen die Philister zu suchen.

Das Schlammbad mußte noch um einige Grade heißer werden, um zu nützen.

Am folgenden Tage erhielt er wieder einen Brief aus Preßburg; schon am Wappensiegel erkannte er, daß der Brief vom Grafen Ponthay komme.

Sie standen nicht in Briefwechsel mit einander. Dieser Brief war aber ein sehr freundschaftlicher.

„Mein lieber Vetter!

Jener unangenehme Zwischenfall, von welchem Dein Ablegatenkollege Dich gestern verständigt hat, soll Dir keine Sorgen machen. Als ich von der Sache Kenntniß erhielt, beeilte ich mich sogleich, jene allerdings etwas heikle Schuld zu begleichen. Ich bin überzeugt, daß Du in einem ähnlichen Falle mir gegenüber ebenso verfahren wärest. Wir können auf politischem Gebiete acharnirte Gegner sein; wo jedoch die Familienehre auf dem Spiele steht, da sind wir verpflichtet, die Solidarität aufrecht zu erhalten u. s. w., u. s. w."

Nur das hatte Dezebal noch gefehlt, daß er dem Grafen Adalbert Ponthay für eine Ehrenschuld verpflichtet sei, noch erschwert durch heilige verwandtschaftliche Gefühle.

Wie ein Wahnsinniger rannte er zu seinem Anwalt.

„Hilf mir, aber sogleich, sonst muß ich davonlaufen, so weit mich meine Beine tragen."

„Ich habe etwas für Dich," sagte der Oberfiskal; „es sind 100 000 Gulden da, die man Dir zur Verfügung stellt."

„Ich frage nicht lange nach dem Zinsfuß."

„Du bekommst das Geld zu den gesetzlichen Sechs von Hundert und man räumt Dir eine zweijährige Kündigungsfrist ein. Das Geld liegt für Dich bereit; in dem Augenblicke, da Du mir die Vollmacht zur Empfangnahme des Geldes und Einverleibung der Schuld einhändigst, erhältst Du von Avakum Deinen Wechsel zurück, die Gerichtssiegel werden entfernt, Du kannst Dein Schloß wieder beziehen. Ich stelle nur eine Bedingung: Bis nicht das ganze Verfahren abgeschlossen ist, darfst Du mich nicht fragen, woher das Geld komme?"

Dezebal nahm die Bedingungen an und unterschrieb die Vollmacht. Er hielt sich für scharfsinnig genug, um sofort zu errathen, wer der geheime Geldgeber sei. Wer denn sonst, als Avakum selber? Der Grieche hat nur den Zweck vor Augen, die schwebende Schuld in eine fundirte umzuwandeln; dazu war die ganze Komödie mit der Exekution arrangirt. Mag er seine Freude haben.

So konnte er denn sein von den Gerichtssiegeln

befreites Schloß Tüzhalom wieder beziehen, noch ehe seine Gattin von Preßburg zurückgekehrt war.

Seine erste Arbeit war, das große Museum zu prüfen, welches er für die Schätze des Thonuzoba eingerichtet hatte. Die unbezahlbaren theueren Reliquien waren sämmtlich vorhanden; er konnte nun wieder seine Tage und Nächte bei ihnen verbringen und konnte ihnen die große Schmach erzählen, welche ein entarteter Nachfahr dem Wappen der Väter zugefügt hat; er konnte sich mit ihnen berathen, wie dieser Makel zu tilgen sei.

Eines Tages brachte ihm dann der Oberfiskal die bezahlten Wechsel, das Baargeld, das noch übrig geblieben war und das Einverleibungs-Instrument.

Jetzt erst erfuhr Dezebal, wer jener Kapitalist sei, der ihn glücklich gemacht hat.

Es war kein Anderer, als Graf Adalbert Ponthay.

Dezebal hatte Lust, mit dem Schädel gegen die Wand zu rennen.

Jene hunderttausend Gulden, welche Graf Ponthay als Urbarial-Ablösung von der Stadt Javoros erhalten, welche Stadt er im Tauschwege von Dezebal für die Gebirgswaldungen erlangt

hatte, — jene hunderttausend Gulden bekommt er jetzt als ein intabulirtes Darlehen von seinem Todfeinde und obendrein ist er ihm für seine Großmuth zu ewigem Danke verpflichtet.

Dezebal fühlte den Groll gegen seinen Sohn gar sehr zusammenschrumpfen. Ihm war wie einem Riesen, der nach einer überstandenen schweren Krankheit ins Freie gehen will und kaum die Kraft hat, die Beine zu heben.

Die Dame aus der anderen Welt.

Seit mehr denn einem Jahre wird die Kaiserstadt durch eine phänomenale Erscheinung in Aufregung erhalten.

Es ist ein junges Mädchen, welches in magnetischem Schlafe die Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft enthüllt.

Die vornehmen Kreise sind von dieser Wundererscheinung völlig elektrisirt. Es ist aber auch nur den vornehmen Kreisen möglich, mit ihr zu verkehren, denn für eine einstündige „Konversation“ sind im vornherein zehn Louisdor zu entrichten. Für einen gewöhnlichen Sterblichen ist dieses Amusement zu kostspielig.

Sie bewohnt ein einsames Haus in der Basteigasse. Hier erscheinen hochgestellte Herren und Damen, reiche Bankiers und Kaufherren, Celebritäten der

Kunst, hohe Offiziere und Diplomaten; Einer giebt dem Andern die Thürklinke in die Hand. Dies wiederholt sich tagtäglich von zehn bis sechs Uhr, so lange währt der magnetische Schlaf. Nach dieser Zeit kehrt die Wunderdame wahrscheinlich in dieser Welt zurück, um zu diniren.

Seit mehr als einem Jahre zollt ihr alle Welt den Tribut der Bewunderung und der Goldstücke; die Skeptiker werden bekehrt, die Gläubigen werden zu Fanatikern, wenn sie mit ihr einmal gesprochen haben. Sie kennt die Geheimnisse Aller, auch solcher, welche im Schooße der Familien sorglich bewahrt werden; solche, die längst vergessen sind und solche, die man sich nur in Hofkreisen unter vier Augen zuflüstert; endlich auch solche Geheimnisse, die unter den Siegeln der hohen Diplomatie ruhen. Es giebt keine Frage, auf die sie nicht eine treffende Antwort zu geben wüßte.

Und doch ist es ein ganz junges Mädchen, welches noch nie einer von Jenen, die bisher mit ihr gesprochen, gesehen hatte.

Viele ihrer Weissagungen, welche sich auf nähere Zeitpunkte bezogen, hatten sich erfüllt. Ehen wurden so geschlossen, wie sie es vorausgesagt hatte; Avance-

ments und Fälle von Ungnade bewahrheiteten sich nach ihrer Prophezeiung; unmöglich scheinende Wendungen in der Welt des Lebens und des Herzens, welche das Wunderweib verkündete, wurden zur Wahrheit.

Der Name des Mädchens bleibt unbekannt.

Eine sichere Gräfin Sommacampagna giebt sie für ihre Nichte aus. Die Dame bewohnt seit einigen Jahren ein kleines Hotel in einem jener Gäßchen, welche später von der Ringstraße hinweggefegt worden.

Die Gräfin war eine wirkliche Gräfin, das hatte die Polizei nach langen Nachforschungen herausgebracht; ihre italienische Nationalität bewiesen ihre Züge und ihre Aussprache. Sie war über die Zeit der Jugend hinaus, aber noch immer schön. Sie besuchte keinerlei Gesellschaften oder Unterhaltungen und das hatte seine guten Gründe: sie hatte Klumpffüße (wie Lord Byron) und diese nöthigten sie, zu Hause zu bleiben.

Fährt ein Gast vor, so wird er von einem livrirten Bedienten eingelassen und die schmale Wendeltreppe hinaufgeleitet. Im Vorzimmer hat er sich seines Ueberrockes, seines Stockes oder Regenschirmes zu entledigen und die zehn Louisdor zu

entrichten; außerdem hat er Alles wegzulegen, was von Metall ist, alle eisernen, goldenen oder silbernen Gegenstände; und hat er zufällig Stiefel mit eisernen Nägeln an, dann muß er auch diese ablegen und in Schuhe ohne Absätze schlüpfen, die ihm gereicht werden. Die von ihm abgelegten Gegenstände werden in einem Fach versperrt, dessen Messingschlüssel ihm eingehändigt wird. Messing allein ist für die magnetisirte Schläferin ein neutrales Metall. Bringt man Eisen in ihre Nähe, so verfällt sie in nervöse Zuckungen. Spürt sie aber, daß der Besucher Gold oder Silber bei sich hat, so zeigt sie eine Abneigung gegen ihn. Sehr sympathisch zeigt sich die Schläferin einem Gaste, der einen Gegenstand von Bernstein bei sich hat, z. B. eine Cigarrenspitze oder ein Halsband. Solche Gegenstände sind für ein kleines Trinkgeld dortselbst vom Bedienten leihweise zu haben. Der in dieser Weise montirte und demontirte Besuch wird nun in den Empfangssalon geleitet. Hier sitzt auf einem Balzac die italienische Gräfin und bietet dem Gaste ein Fauteuil, wenn es ein Herr ist und ein Sopha, wenn es eine Dame ist; dann theilt sie dem Besucher die nöthigen Weisungen mit. Man hat durch zwei Thüren zu

schreiten und jenseits derselben liegt die Schläferin in einem Alkoven. Der Besucher kann die Thüren schließen, damit nicht unberufene Ohren die Konversation belauschen. Vor dem Alkoven steht ein Sessel mit Rohrgeflecht, auf diesem hat der Besucher Platz zu nehmen. Der Gast wird gebeten, mit lauter, kräftiger Stimme zu sprechen, weil sonst die Schläferin ihn nicht hören würde. Er soll der Schläferin zur Antwort Zeit lassen, soll sie überhaupt schonen und nicht ermüden; er darf keine Ziffern fragen, beispielsweise Lotterienummern oder Börsenkurse; sie wird wohl auch solche Fragen beantworten, aber in einer Sprache, die Niemand versteht. Und ist endlich der Gast ein Mann, so wird ihm in diskreter Weise zu verstehen gegeben, daß er der schlafenden Jungfrau nicht nahen, noch auch ein unzüchtiges Wort vor ihr aussprechen dürfe, weil in einem solchen Falle die Schläferin todtenstarr würde; überdies würde ein Messingvorhang sich über den Alkoven senken und die Konversation wäre zu Ende.

Vor dem Alkoven befindet sich übrigens ein vom Plafond bis zum Boden reichendes Geflecht von Messingdraht; hinter diesem Geflecht liegt das Wundermädchen auf einem Bette. Alle, die sie ge-

sehen haben, rühmen sie als eine überirdische Schönheit. Eine leichte Piquédecke verhüllte ihre Gestalt, deren Formen an die Meisterwerke Canova's erinnern. Viele wollen die Psyche, Andere die Hebe des Meisters in ihr wieder erkennen. Ihr Goldhaar reicht fast bis zu den Knöcheln, ihr Antlitz ist weiß, wie die Rose, die Form der Lippen wechselt, wie die des Proteus; was das Schönste in ihrem Antlitz ist, die Augen, hat noch Niemand gesehen, denn sie sind stets geschlossen. Die langen Seidenwimpern liegen unbeweglich auf ihrem Antlitz; und dennoch erkennt sie Jedermann, der zu ihr spricht.

Emanuel Tanussy und Graf Alfred Ponthay verließen gleichzeitig die Wiener-Neustädter Militär-Akademie. Sie waren immer gute Freunde geblieben, seit ihrer ersten Bekanntschaft, welche sie — wie man sich erinnert — in ziemlich drastischer Weise gemacht hatten.

Der junge Graf war Artillerie-Offizier. Zu dieser Waffengattung fühlte er den meisten Beruf in sich.

Als die beiden jungen Frequentanten zu Offizieren ernannt wurden, eilten sie nach Wien, um dem obersten Kriegsherrn für seine Gnade zu danken.

Im Obersthofmeisteramte wurde ihnen bedeutet, daß sie erst binnen zwei Wochen Audienz haben können.

Bis dahin mußten sie nun in Wien bleiben und sich täglich beim Platzkommando melden. Diese Weisung war ihnen ganz und gar nicht unangenehm.

Emanuel Tanussy hielt es für seine moralische Pflicht, den Grafen Adalbert Ponthay aufzusuchen (der zu jener Zeit in Wien wohnte und nur zu den Sitzungen der Magnatentafel nach Preßburg fuhr) und für die Gönnerschaft zu danken, welche der Graf ihm bisher zugewendet hatte.

„Da giebt es nichts zu danken,“ unterbrach ihn Graf Adalbert Ponthay. „Ich habe es Dir schriftlich gegeben, daß ich Dir nur ein Stück von jenem Brode abgeschnitten habe, daß Dein Vater bei mir gelassen hat. Was ich gethan habe, ist nicht unnütz geblieben. Du bist zu einem wackern Menschen herangewachsen. Du gereichst der ungarischen Nation zur Ehre und lieferst den Beweis, daß unser Stamm nicht bloß zum Husaren taugt, sondern auch in den höheren technischen Fächern Tüchtiges zu leisten vermag. Ich will Dir auch künftig, bis Du es zum Majorsrang bringst, jährlich tausend Gulden Zulage geben. Weigere Dich nicht, ich gebe sie Dir

von dem Deinigen. Ich habe vor Kurzem hunderttausend Gulden an Urbarial=Ablösung von der Stadt Javoros erhalten. Vor mehreren Jahren hat die Stadt diese Summe auch Deinem Vater angeboten; aber er wollte nichts davon hören, einen zu seinem Domänen gehörigen Marktflecken von den Urbarial=Servituten zu befreien. Bei der Erbschaftstheilung hätte dies nach dem Prinzip des ‚sicuti possidetis‘ zwischen uns keinen Unterschied gemacht. Ich habe nun diese hunderttausend Gulden dem Urheber Deines Daseins geliehen; er zahlt mir sechstausend Gulden Zinsen nach diesem Betrage. Tausend gehören Dir, fünftausend bleiben mir. Das ist doch wohl ein billiger Vertrag. Nimm das Geld nur an, es wird Dir hier in Wien rasch genug wieder ausgehen. Frage nur meinen Sohn. Der erhält eine Apanage von dreitausend Gulden bis zu seiner Großjährigkeit. So hat es seine gottselige Mutter testamentarisch verfügt. Ich denke er zehrt jetzt schon an der Apanage des künftigen Jahres.“

Graf Adalbert disputirte dem jungen Lieutenant das Taschengeld in so liebenswürdiger Weise auf, daß es ihm unmöglich war, dasselbe zurückzuweisen. Er wird es ihm schon einmal zurückzahlen.

Er ließ sich jedoch weder durch das Taschengeld, noch durch Ueberredungen dazu verleiten, seinem lieben Kameraden bei all' den tollen Unterhaltungen zu folgen, in welchen die jungen Leute sich so gern ausgeben.

Zu diesen Unterhaltungen gehörte auch der obligate Besuch bei dem Wundermädchen. Gil Blas mußte doch erfahren, wie sich seine Zukunft gestalten werde? Er wollte durchaus auch Emanuel dahin mitnehmen: allein dieser lehnte ab; er glaube nicht an Wunder, sagte er, auch habe er keine zehn Louisdor hinauszuwerfen.

Als Gil Blas von der Konversation mit der magnetischen Dame zurückkehrte, war es doch wieder Emanuel, dem er zuerst das Erlebte mittheilte.

Die Einleitung bildete eine Lobeshymne auf die überirdische, idealische Schönheit der Seherin. Antlitz, Haar, Mund, Arme, Finger, Nägel, der wallende Busen, die Hüften u. s. w. wurden so genau beschrieben, daß die Schilderung ein ganzes Kapitel in einem Roman ausgemacht haben würde.

„Blättern wir um," sagte Mano ungeduldig. „Ich glaube schon, daß sie sehr schön ist."

Dann folgte eine Lobpreisung ihres Witzes

und ihres Scharfsinns. Ein Anderer findet im wachen Zustande keinen Witz und diese redet im Schlafe nichts als Hohn und Spott. Sie hat die Augen nicht geöffnet; aber wenn sie auch gesehen hätte, wie hätte sie wissen können, wer ich sei. Seit vier Tagen bin ich in Wien und dennoch, — als ich ihr sagte, daß ich ein Romanheld sei, erwiderte sie: „Ich weiß es; Le Sage hat einen schönen Roman über Dich geschrieben.“ Wie kann sie wissen, daß meine Vettern mich „Gil Blas“ spotten? Ich sagte ihr, daß ich ein Doktor sei. „Richtig,“ erwiderte sie; „ein Doktor der hundertpfündige Pillen austheilt.“ Wie konnte sie wissen, daß ich ein Artillerie-Offizier bin? Ich trug doch keine Uniform. Dann prophezeite sie mir, daß ich nicht heirathen werde; dagegen wird mein Vater heirathen, der jetzt Wittwer ist und ich werde noch drei Geschwister bekommen. Auf meine Frage, weshalb ich Junggeselle bleiben soll, erwiderte sie, daß in einem Gefechte eine Granate mein Gesicht derart verunstalten werde, daß mich keine Frau wird zum Manne haben wollen. Daran würde ich gern zweifeln. Ich fragte sie, die durch die Mauern, Thüren und Kleider sieht, wie viel Geld ich in der Tasche habe? Darauf gab sie

ohne Zögern zur Antwort: „Das hängt davon ab, wie viel der Edelstein Dir für Deinen 3500-Gulden-Wechsel giebt.“ Alle Wetter! Wie kann sie wissen, daß sich eine auf diesen Betrag lautende Tratte in meiner Brieftasche befindet, da ich diese Brieftasche in ein Schubfach gethan hatte, dessen Schlüssel sich bei mir befand? Die Sache intriguirte mich. Ich richtete noch eine Frage an die Seherin. Sie möge errathen, woher die weiße Schramme in meinem Gesichte komme: von einem Säbelhieb oder von den Fingernägeln einer Frau? Nach längerem Nachdenken gab sie folgende Antwort: „Jene Schramme rührt nicht von einem Säbelhieb, auch nicht von einer Frauenhand her, sondern von einem höheren Wesen, dessen Namen ich in der Bibel finden werde.“ Dabei bezeichnete sie mir den Theil und Vers, wo der Name zu finden sei. Damit war die Konversationsstunde zu Ende. Ich eilte mit dem Zettel, auf welchem ich die Zahl des Bibelverses notirt hatte, zu einem Geistlichen nnd dieser fand den Namen Emanuel heraus, Du erinnerst Dich, daß wir Beide bei unserer ersten Begegnung im Parke von Ponthaliget eine kleine Balgerei mit einander hatten, aus der ich mit zerkratztem Gesichte hervor-

gegangen. Von dorther rührt die Schramme in meinem Gesichte. Alldies brachte mich auf eine sonderbare Idee?

„Auf welche Idee?"

„Diese Wunderjungfrau kann keine Andere sein, als ‚meine Wildkatze' von der Styx-Insel."

„Deine Wildkatze? Erhebst Du noch immer Anspruch auf sie?"

„Ich würde mein ganzes mütterliches Erbe für sie hergeben. Doch höre weiter. Als ich den Geistlichen verließ, ging ich in die Burg, um im Oberhofmeisteramte den Tag unserer Audienz zu erfahren. Dort traf ich in einem dunklen Korridor — höre und staune! — die Hexe von der Styx-Insel, Frau von Saromberky. Sie wollte mir ausweichen, da ich ihr aber entschieden in den Weg trat, war sie genöthigt, die Bekanntschaft zu erneuern. Ich setzte ihr hart zu und fragte sie was sie in der Burg zu thun habe? Sie machte allerhand Ausflüchte; sie sei einigen Hofdamen in der Herstellung ihrer Balltoiletten behilflich, sagte sie; später gab sie zu, daß sie Vermittlerdienste leiste, wenn eine Hofdame eines erborgten Schmuckes zu einem bal paré bedarf. Doch alldies ist nur Vorwand; dieses verschlagene

Weib hat sich in seine ehemalige Rolle einer Zwischenträgerin wieder hineingefunden und hält die Fäden aller Geheimnisse der aristokratischen Familien in ihren Händen."

„Mir kann das gleichgiltig sein."

„Auch ich werde mir kein graues Haar darüber wachsen lassen. Doch höre weiter. Plötzlich richtete ich an die Frau die Frage! ‚Wie geht es dem Fräulein Lisandra?' — Da erröthete sie bis zur Nasenspitze und sagte: ‚Gar nicht; Lisandra ist todt.' Dann riß sie ihren Sonnenschirm, mittelst dessen ich sie festgehalten, aus meiner Hand und rannte davon, als ob sie einer gejagt hätte. Dies bestärkte mich nur in meinem Verdachte. Was das Wundermädchen spricht, soufflirt ihm die Mutter. Die italienische Gräfin ist nur eine Strohpuppe."

„Das ist keineswegs unmöglich," sprach Mano, indem er Gleichgültigkeit zu heucheln suchte.

„Ich will Dich um einen Beweis Deiner Freundschaft bitten. Ich habe Lisandra nur beim Mondeslicht und aus der Ferne gesehen; Du aber sahst sie in der Nähe und wirst sie besser erkennen. Geh hin und mache ihr Deinen Besuch."

„Wohl; ich will hingehen."

„Ich ersetze Dir die zehn Louisdor.“

„Unnöthig; ich bin selbst neugierig geworden.“

„Und wenn sie es wirklich ist, wirst Du es mir sagen.“

„Ich werde es Dir getreulich sagen.“

Am folgenden Tage machte Mano bei der Wunderjungfrau einen Besuch.

Man ließ ihn nicht sogleich vor, weil eben Se. Durchlaucht Fürst Simphonides drin war.

Der Fürst ist eine Notabilität der Reichshauptstadt, hundertfacher Millionär und Großunternehmer einer der Gründer der Nordbahn. Und auch seine Figur entspricht seinen Millionen; noch niemals war eine so umfangreiche Kreatur unentgeltlich zu sehen. Wenn man diese Gestalt gehen sieht, bewundert man die Meisterwerke der Natur, die es möglich macht, eine solche ungeheure Masse auf zwei Beinen wandelt, ohne bei jedem zweiten Schritt umzukippen. Das Pusten seiner Riesenlunge ist weithin hörbar wie das einer Lokomotive, und wenn er sich anschickte, etwas zu sagen, so theilte er seinen Athem zuerst in Silben ein.

Der Fürst erscheint täglich Nachmittags zu Besuch bei der Wunderjungfrau. Er bezahlt zwanzig

Louisdor und diskurirt mit der magnetischen Schläferin über allerhand Dinge. Das gehört zu seiner Verdauung. Er lacht laut und herzlich über die Enthüllungen der magnetischen Schläferin, so laut, daß das ganze kleine Palais davon erschüttert wird und endlich schläft er ein. Dann schlafen sie im Duett: die Wunderjungfrau hinter dem Drahtvorhang, der Fürst in seinem kolossalen, mit Eisenbändern versehenen Lehnsessel, der eigens für ihn gemacht wurde — bis die Börsenstunde schlägt. Dann erwacht der Fürst unfehlbar; es giebt kein Beispiel dafür, daß er die Börsenstunde verschlafen hätte. Er segelt dann hinaus und von zwei Lakaien unterstützt, über die Treppe hinunter.

Wenn er fort ist, wird das Terrain für den neuen Besucher frei; der schwere Lehnstuhl wird durch einen leichten Rohrsessel ersetzt.

In dem Zimmer, wo die Wunderjungfrau in einem Alkoven schlief, war kein Fenster zu sehen. Die Wände waren nicht mit Tapeten bekleidet, sondern zeigten eine atlmodische Freskomalerei, der Plafond war ein flaches Gewölbe. Oben und unten war in die Wand eine viereckige Oeffnung gebrochen, welche mittelst einer Messingplattte verschlossen werden

konnte und deren Zweck Jeder leicht begreifen wird, der mit der Meißner'schen Luftheizung vertraut ist. Das dunkle Gemach wird durch eine Argant-Lampe erhellt, die an einer Messingkette vom Plafond herabhängt und deren volles Licht auf das Antlitz der Schläferin fällt, während der Besucher im Schatten sitzt.

Mano nahm auf dem Rohrsessel Platz und betrachtete lange das Antlitz der Schläferin, ohne sie anzusprechen.

Auf den ersten Blick erkannte er sie, ja, sie ist's! Dieser Mund, dieses Antlitz, diese Augenbrauen waren durch eine Feenhand unauslöschlich in sein Herz geprägt worden. Wie oft hatte er diese Gestalt erträumt! Er zögerte sie anzusprechen, denn er fürchtete, sie könnte ihm bei dem ersten Worte entschwinden. Sie hatte sich zu einer berückenden Schönheit entwickelt, seitdem sie beim Mondenschein mit einander gesprochen. Was sprachen sie damals? Wenn sie einst Beide zu Größe und Ruhm sich erheben, werden sie auf den Höhen des Ruhmes sich treffen. Ist das der Ruhm? Ist das die Herrlichkeit? Sie ist eine Somnambule, er ein kaiserlicher Genie-Lieutenant. Sie kalkulirt Weissagungen, er kalkulirt Winkel: welches ist die größere Thorheit? Und wie — wenn

in beiden Thorheiten ein erhabener, großer Gedanke, eine überirdische Weisheit sich birgt? Und wie — wenn man dieser Thorheit, dieser Weisheit den Garaus machen kann mit einem Alltagsgedanken, der mehr taugt als alle beide?

Mano glaubte die Stunde, die er gemiethet hatte, damit sehr gut auszunützen, wenn er wortlos auf seinem Sessel sitzen bleibt; er vermuthete, daß seiner Konversation der niederfahrende Messingvorhang rasch ein Ende machen würde.

Die Schläferin rührte sich nicht. Ihr Busen hob nnd senkte sich ruhig unter der leichten Decke; die Finger der um das Haupt gelegten Hand bewegten sich, als würde sie in den Saiten einer Harfe spielen. Von der Bläſſe ihres Antlitzes hob die Röthe ihrer Lippen sich scharf ab. Dieses weiße Antlitz kann übrigens auch geschminkt sein, um nicht durch sein Erröthen den wachen Zustand zu verrathen.

Als der Jüngling gnügend mit sich zu Rathe gegangen war, sprach er die Schläferin an.

„Schöne Fremde!"

Die Schläferin öffnete die Lippen und antwortete flüsternd:

„Ich bin angekommen.“

„Darf ich mit Ihnen sprechen?“

„Sprich lauter. — Ich bin weit und höre nichts.“

„Darf ich mit Ihnen sprechen?“

„Duze mich; hier giebt es keine Titel.“

Mano schaute zum Plafond empor und dachte sich den Grund, weshalb er laut sprechen müsse, obgleich er sich kaum vier Schritte vor der Schläferin befindet.

„Kennst Du mich? fragte er laut.

„Ich kenne Dich noch aus der Zeit, da Du ein Mädchen warst.“

Er wußte genug hierüber.

„Was macht jetzt mein Vater?“ fragte er weiter.

Die Schläferin erwiderte nach einer kleinen Pause:

„Er putzt seine Ahnen heraus und verdunkelt seine Nachkommenschaft.“

„Und meine Mutter?“

„Deine Mutter wird heirathen.“

„Wird sie sich von meinem Vater scheiden lassen?“

„Nein.“

„Wird mein Vater sterben?“

„Er wird nicht sterben.“

„Nun, wie denn sonst?“

„Deine Mutter ist noch keine Frau.“

Mano lachte.

Die Schläferin ertheilte ihm eine Rüge dafür.

„Lache nicht, dies thut mir weh.“

„Wen wird meine Mutter heirathen?“

„Ihren größten Feind.“

Er wußte auch darüber genug.

„Gieb mir Antwort auf folgende Frage. Als ich mich zum Manne machte, traf ich ein Mädchen, das ich liebgewann und dem seither meine Gedanken gehören. Werde ich sie jemals besitzen?“

„Jenes Mädchen ist todt.“

Der Jüngling begann nur im Flüstertone zu sprechen.

„Kann ich sie nicht von den Todten erwecken?“

Bei diesem Flüstertone öffneten sich die langen Seidenwimpern und es leuchteten die beiden großen magnetischen Augen hervor, jene Augen, die allein den ganzen Menschen ausmachen, die sichtbare und unsichtbare Seele. Und dieses Augenpaar schaute dem Fragenden ins Gesicht.

Im nämlichen Augenblicke bewegte sich auch die Hand, in deren schöner Rundung das Haupt geruht hatte und legte zwei rosige Finger an den Mund. Als Mano dies sah, erstarb ihm der Ausruf „Lisandra" auf den Lippen.

Hier darf man nur mit den Augen sprechen; jede andere Sprache wird belauscht. Die Augen des Einen fragen mit leuchtendem Aufschlag: „Liebst auch Du mich noch?" Die Augen der Anderen antworten mit züchtigem Senken der Wimpern: „Ewig!" Aus den schwarzen Augen sprühten Blitze der Eifersucht, die blauen Augen suchten sie zu besänftigen; die schwarzen Augen blickten erzürnt zur Seite, die blauen Augen füllten sich mit Thränen; die schwarzen Augen schielten mit schelmischem Lauern wieder zurück, worauf die blauen Augen wieder strahlend erglänzten, wie der Regenbogen durch die Wolken.

Doch alldies genügt noch nicht zur Glückseligkeit.

Mano überschritt das Verbot, der schlafenden Jungfrau zu nahen. Er trat bis zum Messingdraht-Vorhang und ließ sich hier auf die Knie nieder. Das Bett stand so nahe, daß das Mädchen, wenn es sich aus dem Bette neigte, den Vorhang erreichen konnte. Ihre Lippen begegneten sich in einem

heißen langen Kusse. Das Drahtnetz dazwischen raubte diesem Kusse nichts von seiner Süßigkeit.

Und das Antlitz des Mädchens war jetzt roth, wie eine rothe Rose.

Sie holte aus dem weiten Aermel ihres Nachtkleides einen dünnen, kleinen Gegenstand hervor, den sie durch die Maschen des Drahtnetzes stecken konnte. Mano hatte kaum so viel Zeit, daß er den Gegenstand übernehmen und in seiner Tasche verbergen konnte: der Messingvorhang fiel mit lautem Gepolter nieder.

Mano eilte aus dem Sanktuarium. Im Salon fragte ihn die Patronin mit höhnischer Theilnahme:

„Nun, hat die Konferenz nur so kurze Zeit gewährt? Ist etwa der Vorhang dazwischen gefahren?

„Was wahr ist, ist wahr!“ erwiderte Mano. Dann übernahm er von dem Bedienten seine in Verwahrung gegebenen Effekten und eilte aus dem Hause.

Erst in der nächsten Gasse wagte er es, den von der Somnambule empfangenen Gegenstand hervorzuholen.

Es war ein dünnes Blättchen Strohpapier, das folgende Worte enthielt: „An Emanuel. Wir wohnen

Mariahilferstraße Nr. 128, Parterre. Uebermorgen Abends elf Uhr komme an das neben dem Thor befindliche Fenster L."

Die Thatsache, daß Lisandra diesen Zettel bereit hielt, ging denn doch über jede menschliche Kombination hinaus. Wie konnte sie wissen, daß Mano an diesem Tage kommen werde?

— — — — — — — — — — —

Noch am nämlichen Abend traf Mano mit seinem Kameraden Ponthay zusammen.

„Nun, hast Du sie gesehen? Hast Du sie erkannt? Sprich die Wahrheit! Auf Ehrenwort!"

„Ja, sie ist's; die Wildkatze von der Styx-Insel. Daß sie ‚Deine Wildkatze' sei, darauf habe ich mein Ehrenwort nicht gegeben," fügte er im Stillen hinzu.

Eine Quadrupel-Allianz.

Gil Blas beeilte sich, seinen erfahrungsreichen Vetter Don Juan aufzusuchen. Er fand ihn im Kasino. Don Juan pflegte hier den Spielern zuzusehen. Er selbst spielte nicht; er hatte nur eine Passion: die Frauen.

Der Standpunkt der beiden Verwandten hatte in den letzten sieben Jahren eine bedeutende Veränderung erfahren. Gil Blas hatte sich zu einem starken, knochigen Jüngling ausgewachsen, dem die Offiziers-Uniform sehr gut ließ, während Don Juan jetzt noch mehr gebeugt einherging und nur mit Hilfe der Kunst das frühere gute Aussehen zu erhalten vermochte. Er färbte sein Haar bald blond, bald braun, bald kastanienfarben. Im Sommer, wenn er reiste, unterließ er das Färben der Haare, dann nahmen diese eine Lilafarbe an; er hatte eine

blonde Saison und eine braune Saison — kurz: er begann zu den Veteranen der Lions zu zählen.

„Lieber Vetter!“ sagte Gil Blas, indem er Don Juan im Schachzimmer beiseite nahm, „lieber Vetter, ich will Dich um einen Beweis Deiner Freundschaft bitten. Du weißt wohl, daß ich binnen einem Jahre großjährig werde und dann mein mütterliches Erbe bekomme. Aber ich kann nicht so lange warten. Ich brauche augenblicklich vierzigtausend Gulden. Kennst Du nicht irgend einen Kapitalisten, der geneigt wäre, ein solches Darlehen zu geben?“

„Freilich kenne ich einen solchen. Wozu soll Dir das viele Geld?“

„Zu einem heiligen Zweck.“

„Zu einem heiligen Zweck? Ich weiß Alles. Auch mich leiten stets solche heilige Zwecke.“

„Du hast keine Ahnung von der Sache. Ich habe die magnetische Jungfrau erkannt.“

„Ist ‚sie‘ es vielleicht gar?“

„Sie ist's, mein Freund. Ich darf es nicht dulden, daß ein Mädchen aus guter Familie auf einer Lebensbahn verbleibe, wo sie früher oder später ein Opfer der Lockungen wird. Ihre Mutter unter-

hielt einst zarte Beziehungen zu unserem Großvater. Ich will keinerlei Anspielungen machen, aber der alte Herr hat die Dame sehr verehrt und sie ihn nicht minder. Ich will die Gefühle der Pietät bewahren. Die verlangte Summe will ich der Wunderjungfrau geben und sie dadurch in die Lage bringen, ihre Tugend zu bewahren. Denn die Sache würde früher oder später ein schlimmes Ende nehmen. Das kann ich nicht zugeben. Ich muß sie retten."

„O, edler Jüngling! Du gleichst völlig Deinem Großvater! Auch er hat seine Talente in der Rettung der Unschuld geübt. Hast Du vielleicht der italienischen Gräfin schon ein Anerbieten gestellt?"

„Ja."

„Und hat sie den Antrag nicht zurückgewiesen?"

„Sie sagte mit ernster Würde: ‚Ich werde mit der Familie darüber sprechen.'"

„Wohl. Ich werde mich mit Deinem Auftrage beschäftigen. In einigen Tagen wird die ganze Sache in Ordnung gebracht sein."

„Du darfst aber keinen Verrath gegen mich üben!"

„Ich bin vernünftig genug, um mir kein Duell mit einem Kavalier zuzuziehen, der mit Kanonen schießt."

„Still! Niemandem ein Wort!“

Als die edlen Seelen geschieden waren, sagte sich Don Juan im Stillen:

„Ich hätte nie geglaubt, daß ich von meinem Neffen Gil Blas lernen könnte! Edler Jüngling! Ich will Deinem Beispiele folgen und Dir um einen Lionkopf zuvorkommen.“

Und Don Juan beeilte sich, seinen Oheim, den Grafen Adalbert Ponthay aufzusuchen. Dieser saß am Makao-Tisch, wo er die Bank hielt. Don Juan wartete, bis der Bankhalter sich mit Gewinn zurückziehen würde. Wenn Graf Adalbert gewinnt, dann verläßt er das Spielzimmer und widmet sich sehr eifrig der Zeitungs-Lektüre. Don Juan ließ sich neben ihm nieder, im Schatten der nämlichen „Augsburger Allgemeinen Zeitung“.

„Lieber Oheim, was glaubst Du: habe ich wohl noch lange zu leben?“

„Ei freilich! Bei Deiner moderaten Lebensweise. Du hast ja noch kein graues Haar!“

„Scherz bei Seite. Es handelt sich um eine ernste Sache. Ich möchte von Dir einen Vorschuß von sechzigtausend Gulden, die mir in sechs Jahres-

raten von meiner Leibrente in Abzug gebracht werden sollen."

„Das ist in der That so ernst, daß man darüber weinen könnte."

„Sogleich wird olympische Heiterkeit Dich umstrahlen, wenn ich Dir sage, zu welchem Zwecke ich das Geld verwenden will. Es ist ein heiliger Zweck: die gefährdete Tugend einer Frau soll gerettet werden."

„Könnte nicht ein Anderer sie retten?"

„Niemand ist so sehr dazu verpflichtet wie ich. Weißt Du, wer die Jungfrau ist, welche Dir prophezeit hat, daß Dir noch zwei Söhne und eine Tochter geboren werden? Niemand Andere als die Tochter der Frau von Saromberky. Du weißt, welche Verehrung unser guter Vater dieser Dame gewidmet hat. Wenn er jetzt vom Himmel zu uns niedersteigen könnte! . ."

„Laß den gottseligen Herrn ruhen. Was hast Du mit dem Mädchen vor?"

„Das Heiligste; ich will es schützen vor Lockungen und Irrwegen. Die Wunderrolle, welche sie spielt, führt in ultima analysi doch nur zur Bahn des Lasters. Dein eigener Sohn befindet sich unter den Verführern; er hat der Gräfin vierzigtausend

Gulden angeboten und sucht jetzt diese Summe um jeden Preis aufzutreiben. Er wäre bereit, einem Wucherer hunderttausend Gulden zu unterschreiben.

„Alle Wetter! Das geht über den Spaß.“

„Nun also! Du siehst wohl selber ein, daß ich meinen Namen durch eine edle That verewige, indem ich durch mein Opfer zwei unschuldige Seelen für den Pfad der Tugend rette.“

„Ja, lieber Du als mein Sohn! Komm morgen zu mir, dort wollen wir näher über die Sache sprechen.“

Und sie schieden mit einem Händedruck.

Graf Adalbert Ponthay aber dachte sich:

„Lieber mein Neffe als mein Sohn? Warum nicht lieber ich als alle Beide? Weil mein Schädel schon kahl ist? Verdoppeln wir den Anbot und die Glatze wird nicht sichtbar sein!“

Graf Ponthay ging in den Speisesaal des Kasinos hinüber, wo er den Fürsten Simphonides beim Diner traf. Der Fürst war noch beim Entremet und trank Saint-Julien, der Champagner steckte noch im Kühlfasse. Der Prophet der Millionen pflegte allein zu speisen. Es genirte ihn, wenn man seinen Appetit bewunderte; doch freute er sich, wenn er einen

Genossen fand, der es an Appetit mit ihm aufnahm. Er war dann im Stande, das Souper von vorn zu beginnen.

Graf Ponthay war dem Fürsten ein besonders willkommener Gast. Der Graf war Großaktionär bei allen seinen Unternehmungen. Zwischen Austern und Giardinetto läßt sich sehr angenehm von Geschäften reden. Die Nordbahn-Aktien waren damals das Lieblings-Papier der Börse: mit jedem Tag stiegen sie im Kurse; sie standen schon 80 über pari. Und Graf Adalbert hatte 1000 Stück solcher Aktien; als man beim Eise war, verrieth er seine Absicht, diese Papiere zu veräußern.

„Ha — ha — hm!“ schnaufte der Finanzriese. „Nordbahn verkaufen! Unerhört! Unmöglich! Brauchen Sie vielleicht achtzigtausend Gulden, Herr Graf? Wollen Sie etwa ein Goldbergwerk in Siebenbürgen kaufen?“

„Durchaus nicht . . . Aber aufrichtig gestanden . . . Ich kann es als Edelmann nicht dulden . . . In der Familie giebt es eine Person, die in einem durchaus nicht standesgemäßen Zustande vegetirt. Sollte ich Ihnen noch nicht erzählt haben?“

„Hm, hm; ich habe nichts gehört.“

„Nun, die kleine Unschuld bei der Gräfin Sommacampagna, die sich mit Weissagen beschäftigt.“

„Ha, hm; ich habe täglich für zwanzig Louis eine Konferenz mit ihr. Ein lieber Schatz. Nun, was ist's mit ihr?“

Ich habe erfahren, daß die Kleine aus einer sehr vornehmen Familie stammt; die Gräfin ist nur eine Nebenfigur in der Geschichte. Die Mutter ist bei Hofe . . . Doch still, nichts weiter! Genug dem: diese mysteriöse Rolle verträgt sich nicht mit der Würde der Familie und muß früher oder später in den Sumpf des moralischen Verderbens führen. Ich habe beschlossen, diese Summe, die ich doch nur einem glücklichen Zufall zu danken habe, zur Rettung der Tugend dieser Dame zu verwenden.“

„Dazu also brauchen Sie die achtzigtausend Gulden! Das ist gar nicht zu viel auf ein Jahr . . . für eine Dame, die ihre Tugend rettet . . . Wenn sie es nur annimmt! . . .“

Graf Adalbert machte ein langes Gesicht, als er diese Worte hörte. Ja, wenn sich ein Herr ins Spiel mengt, der die achtzigtausend Gulden „jährlich“ meint: wie sollen die Anderen mit ihm konkurriren?

Fensterln.

Kein Mensch nimmt Anstoß daran, daß an einem vergitterten Fenster im Erdgeschoß eines Hauses in der Mariahilferstraße ein junges Mädchen von elf Uhr Abends bis Mitternacht mit einem Offizier konversirt, der draußen auf der Straße vor dem Fenster steht. Warum gehen nicht Beide ins Haus? Es ist eben so Sitte: man „fensterlt".

„Kannst Du die Wahrheit sagen?" fragt der Offizier.

„Insgeheim übe ich mich fleißig darin — Deinethalben."

„Nun, jetzt sollst Du Prüfung daraus ablegen. Deine Weissagerin-Rolle ist nichts als Blendwerk, wie?"

„Nein; es ist Kunst und erfordert Talent wie die Bühnenkunst. Vergebens würde ich die Rolle

einer Andern überlassen; sie würde trotz aller Unterweisung damit nicht fertig werden. Wenn ich Jemandem die ganze technische Einrichtung meiner Zauberbühne erkläre: er kann keinen Gebrauch davon machen. Du als geübter Techniker hast das Räthsel sicherlich gelöst."

„Ja, jenes gewölbte Zimmer ist ein akustisches Centrum, ein wahres Dionysos-Ohr, aus welchem die Worte durch die Meißnersche Heizröhre in das dritte Zimmer befördert werden."

„So ist es. Dort sitzt eine Person, welche die Antwort durch eine Messingröhre der Schläferin zuflüstert; diese Röhre endigt unter dem Kopfpolster und die Somnambule liegt mit einem Ohr darauf. Das ist eine ganz einfache Vorrichtung, welche nur dazu dient, daß die Schläferin mit geschlossenen Augen durch die Souffleuse den Fragesteller erkenne."

„Ja; aber wieso kennt die Souffleuse alle Welt?"

„Das ist ja eben das Geheimniß der ganzen Zauberei und ohne dasselbe würde diese zu einem Spaß herabsinken, wie der sprechende Chinese oder der Kempelen'sche Schach-Automat. Diejenige Person, welche der magnetischen Schläferin die Antworten zuflüstert, muß jedes Mitglied der vornehmen Wiener

Gesellschaft kennen, in die intimsten Geheimnisse der aristokratischen Familien eingeweiht sein, ein fabelhaftes Gedächtnißvermögen haben, um, wenn sie Jemanden einmal gesehen, sich später an sein Gesicht, seinen Namen, alle seine Verhältnisse zu erinnern. Und das Gedächtniß allein reicht da nicht aus; es ist auch Divinationsgabe nöthig. Sie muß aus einzelnen Anzeichen, Zufälligkeiten die Fäden sorglich gehüteter Geheimnisse herausfinden, sie geschickt abwickeln und verbinden, das Vertrauen aller Welt gewinnen, sich überall einnisten, fortwährend lauern und forschen und aus einigen fallengelassenen Worten sich die ganze Geschichte konstruiren. Die Meisterin, die all dies kann, ist meine Mutter."

„Auch das habe ich errathen."

„Sie ist auch jetzt fort. Bis 2, 3 Uhr Morgens durchstreift sie die Stadt. Sie nennt das ‚auf die Jagd gehen'. Wo es einen Ball, eine Soiree, eine Unterhaltung giebt, da weiß sie sich nützlich zu machen. Sie hilft in der Küche, beim Tafeldecken, im Toilette-Zimmer; sie steht den Herrschaften in ihren geheimen Geldnöthen bei, vermittelt Pfänder, wirbt Dienstboten an. Die hohen Herrschaften

glauben, sie thue all dies für die armseligen Brosamen, die von ihren Tafeln für sie abfallen. Eigentlich aber sind sie es selbst, auf die sie jagt. Sie treibt das Wild auf, ich erlege dasselbe."

„Und gefällt Dir diese Komödie?"

„O sehr. Du mußt nicht glauben, daß ich dabei nur eine Puppe bin. Mir fällt die künstlerische Aufgabe zu. Aus dem Geflüster erfahre ich nur eine Thatsache; ich muß daraus rasch eine geheimnißvolle Antwort zurechtmachen, welche zutreffen und doch nicht Alles verrathen soll. Die Antwort muß eine Pointe haben, oder einen in eine poetische Form gehüllten Sinn; wenn ich durch eine Frage in Verlegenheit gebracht werde, so darf ich dies durch kein Erröthen, durch keinen Schweißtropfen auf der Stirne, durch kein Zusammenziehen der Augenbrauen, durch kein Lächeln verrathen. Das ist die verkehrte Bühnenkunst; das Antlitz darf nichts zeigen, als die starre Einförmigkeit des magnetischen Schlafes. Doch ich habe diese Gabe; ich habe jenes magnetische Wesen, das man mit dem Worte ‚Mesmerismus' bezeichnet. Sieh! Ich habe nicht erst von meiner Mutter erfahren müssen, daß Du mich besuchen werdest; ich habe den kleinen Zettel für Dich bereit

gehalten, noch ehe Du daran dachtest, zu mir zu kommen."

„Durch die Ideenverbindung hättest Du auch errathen können, daß ich an übernatürliche Erscheinungen nicht glaube. Deine Kunst ist doch nur Lug und Trug."

„Es sei. Ich habe Niemandem geschadet, indem ich ihn täuschte."

„Nur Dir selbst."

„Das gereicht mir zur Schande, wie? — Es giebt eine andere Art des Betruges, welche uns Mädchen zur Ehre gereicht. Diese Art des Betruges ist erlaubt, ja sie wird von uns verlangt. Sie schadet Anderen, aber nicht uns selbst. Sei unbesorgt; auch dazu ist der Weg geebnet. Man will von der magnetischen Schläferin nicht nur die Zukunft erfahren; es giebt Leute, welche auf die Gegenwart neugierig sind. Sieh, wie mein Gesicht glüht; lege doch nur die Hand darauf. Alle Tage werden solche Fragen gestellt. Sind sie an mich gerichtet, dann antwortet der Messingvorhang. Die Klügeren wenden sich an die Patronin; diese theilt die Sache meiner Mutter mit; dann folgt eine heftige Erörterung, eine förmliche Auktion. Sieh meine Hand;

sie ist kalt wie Eis! Drücke sie nicht so stark! Von meiner Mutter muß ich sagen, daß sie ihren Stolz niemals abgelegt hat. Das Gold, das diesen Stolz erkaufen will, muß in Form eines Ringes erscheinen. Wenn einer der Lizitaten, die ihre Schätze in der Waagschale anhäufen — einer von den Vielen — der Thörichteste — sagen würde: „Nun, meinetwegen auch die Hand!“ — so erringt dieser die Palme. Es wird dann nicht lange gefragt, ob es der Dickwanstige sei, oder der Kupfernasige oder der mit dem gefärbten Haar oder der Bartlose und der Aelteste ist da nicht der Verächtlichste: diesen muß ich heirathen. Das ist der Beruf des Mädchens. Und dann lenkt der eine Betrug in den Weg des andern ein. Ist es nicht ein millionenmal größerer Betrug als das Weissagen im magnetischen Schlaf, wenn ich vor dem Altar niederkniee und unter Anrufung der Zeugenschaft Gottes einem Manne, den ich hasse und verabscheue, schwöre, daß ich ihn liebe und ihm treu bleibe, niemals verlassen wolle, während jeder Nerv meines Herzens darauf erwidert: ‚Aber ich werde Dich betrügen, mich Deines Verderbens freuen; aber ich wünsche Deinen Ruin, damit ich Dich verlassen könne!‘ Und wenn ich am

Ende der großen Lüge sage: ‚So wahr mir Gott helfe!‘ — wie soll ich das ‚Amen‘! hinzufügen, da eine gottesleugnerische Stimme in meinem Herzen spricht: ‚Wenn du es zugegeben hast, daß ich hierher geschleppt wurde, was kannst du mir weiter helfen?‘ Also: lügen, betrügen, falsch schwören! Das ist ehrlich gehandelt! Damit erwirbt man sich die Achtung der Welt! Armes Mädchen! Wenn Du auf dem Theater Komödie spielst, so ist Verachtung Dein Los; thust Du es im Tempel, dann ist Ruhm und Preis Dein Lohn.“

Mano faßte die Hand des Mädchens und flüsterte:

„Wie wenn das Mädchen auch in der Kirche die Wahrheit sagen dürfte? Wie, wenn eine Hand Dich dahin geleiten würde, die Dich festhält ohne Kette?“

„Das ist ein Traum.“

„Es giebt keinen Traum, der sich nicht verwirklichen würde, wenn wir es fest wollen. Sei mein Weib!“

Das Mädchen wurde traurig, als es dieses hörte.

„Warum hast Du dieses Wort ausgesprochen?“ fragte sie in bekümmertem Tone. „Das Wort ist so

heilig wie der Name Gottes; man darf es nicht leichthin aussprechen."

„Ich habe es im vollen Glauben ausgesprochen."

„Ach, wenn Du darüber so viel nachgedacht hättest wie ich! Als ich noch ein Kind war und nichts anderes Unerreichbares liebte als den Mond, da hatte ich solche Gedanken. Was giebt es jenseits des Mondes? Die Sterne. Und jenseits der Sterne? Die Milchstraße. Und jenseits der Milchstraße? Die Nebelflecke. Und dann? Nichts. — Dann begann ich einer andern Unendlichkeit nachzujagen. Was wird aus uns? Werde ich etwas sein? Wirst Du etwas sein? Und was wird denn aus uns? Werden wir uns jemals treffen? — Und dann? Wirst Du wieder so gut zu mir sein? — Und dann? Und abermals dann? Da kann man so leicht verrückt werden, wie wenn man das Ende der Welt sucht. Seit vorgestern, da ich Dich erblickte, bin ich nicht mehr im Stande, meine Komödiantenrolle zu spielen. Ich erklärte, daß ich krank sei und keine Konferenzen halten könne. Eines habe ich erfahren: Wir sind etwas geworden; ich eine Gauklerin, Du ein Offizier. Und noch Eines: So oft ich von Dir träumte, ebenso oft hast Du von mir geträumt.

Und was weiter? Du hast nichts, ich habe nichts. Aus nichts wird nichts. Das ganze Vermögen meiner Mutter ist dieses Häuschen, wo wir wohnen. Dein Vater wird bald nichts weiter besitzen, als die Gebeine seiner Ahnen. Deine Mutter wird ihn verlassen. Nicht ich bin es, die das prophezeit; sondern meine Mutter ist es, die es weiß. Ein Lieutenant und eine Somnambule: wie willst Du daraus Eins machen? Was giebt es jenseits des letzten Sternes?"

„Ich will es Dir sagen: Eine neue Sternenwelt. Du sagst: Ich bin nichts und Du bist nichts — kann man daraus etwas machen? Ich weiß etwas Besseres: Das eine Nichts in zwei Hälften theilen und aus der einen Hälfte etwas machen. Als kaiserlicher Lieutenant kann ich Dich nicht zu meiner Frau machen; aber ich kann den Dienst quittiren, dann bin ich frei."

„Und ein Bettler."

„Nein; wer durch ehrliche Arbeit sein Brod zu verdienen weiß, ist kein Bettler. Gleichwie in der mythischen Ambrosia jeder Wohlgeschmack vereinigt war, so verhält es sich auch mit dem Bissen Brod, den wir durch unsere Arbeit erworben haben. Ach, wenn Du wüßtest, wie süß, wie wohlschmeckend ein

solches Brod ist! Das ist Dir eine unbekannte Welt. Ich bin schon darin gewandelt und erinnere mich mit Wonne der glücklichen Abende, an welchen ich auf der bloßen Erde schlief und für den verflossenen Tag Niemandem zu danken hatte; und der Morgen, an welchen ich nicht von der Sorge geplagt wurde: Was werde ich heute anfangen? In diese Dir unbekannte Welt rufe ich Dich. Wir werden nichts und doch eine gewisse Welt besitzen. Was ich Dir sage, ist kein Hirngespinnst; ich habe weit ausgreifende Pläne. In meinem Vaterlande beginnen soeben die großen Theißregulirungs-Arbeiten; dort braucht man geschickte Ingenieure, man wird mich freudig empfangen. Es wird eine schwere, harte Arbeit sein, ohne Ruhe und Bequemlichkeit. Eine Rohrhütte auf schwankem Moorgrund, von wildem Brombeergesträuch umrankt, wird mein Palast sein, wohin ich meine Braut heimführe; meine pochende Brust wird das Kissen sein, auf welchem sie ihr Haupt zur Ruhe legen wird. Sie wird Hauswirthin und Magd zugleich sein; wird kochen, backen und waschen und mich mit fröhlichem Sang erwarten, wenn ich in meinem Kahn aus dem Röhricht kommend, mich ihr nähere. Dann werden wir

uns am prasselnden Feuer neben einander niederlassen und von jenen Sternen plaudern, die sich jenseits der sichtbaren Sterne befinden."

Das Mädchen schluchzte und vermochte nur zu stammeln:

„Ach, welch eine schöne Welt ist das!"

Und die Verlobung war fertig. Sie willigt ein, sein Weib zu werden. Wo ist die brombeerstrauchumrankte Hütte?

Und als es in dem süßen Weh seine Fassung wieder gewonnen hatte, fragte das Mädchen den Mann seines Herzens:

„Wärest Du wirklich im Stande, meinethalben auf Deine glänzende Laufbahn zu verzichten, Deinen Offiziersrang für mich einzutauschen?"

„Schau, Geliebte," sprach der Jüngling ernst; „die Wahrheit, die ich verschweige, ist bei mir so gewichtig, wie die Lüge, die ausgesprochen wird. Wäre ich ein Schmeichler, um Dich zu locken, so würde ich sagen: ‚Ich thue es nur Deinethalben, nur um Dich zu besitzen.' Ich habe noch einen anderen Grund, um so zu handeln. — Heute habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Ich hatte schon früher erfahren, daß meine Ernennung

zum kaiserlichen Offizier ihn tief gekränkt habe. Er verließ plötzlich Preßburg und den Reichstag und kehrte nach Tüzhalom zurück. Ich glaube wohl, daß bei der Stellung, die er im politischen Leben einnimmt, mein Offiziers-Charakter für ihn eine Krebswunde ist, die ausgebrannt werden muß, wenn er nicht den Tod davon haben soll. Heute erhielt ich einen Brief von ihm. Er schreibt mir sehr ruhig und sanft, nennt mich seinen lieben Sohn. Er sagt mir ganz unverhohlen, daß meine Karriere die seinige ruinire. Dann bittet er mich liebevoll, ihm zu Liebe den Militärdienst zu quittiren und heimzukehren. Er will mir seine Domäne Deskö überlassen; ich soll sie bewirthschaften. Und da er niemals etwas umsonst verlangt, stellt er es mir frei, im Tausche für die Erfüllung dieses seines Wunsches was immer von ihm zu verlangen. Es ist mir im vorhinein gewährt, so es von ihm abhängt. Du kannst leicht errathen, was ich von ihm verlangen werde. Du weißt nun, daß ich meinen Offiziersrang nicht blos Deinethalben quittire.“ Das Mädchen seufzte und sprach:

„Wenn dem so ist, warum hast Du mir die Rohrhütte vorgespiegelt?“

„Fürchte nichts; wir werden die Rohrhütte haben. Ich bin dessen sicher, daß ich am dritten Tage nach meiner Heimkehr davon gejagt werde; ich kann von Glück sagen, wenn ich keine Prügel bekomme.“

Darüber konnten die beiden Kinder nun herzlich lachen. Die fünf Finger ihrer Hände waren in einander verschlungen.

Die theure Heimat.

Sieben Jahre waren verflossen, seidem der Jüngling das Vaterhaus verlassen; auch er hat sich seitdem sehr verändert; aus dem Kinde ist ein stattlicher Jüngling geworden; Kinn und Lippen tragen den ersten Flaum des Manneszeichens; seine Gestalt hat eine soldatisch gerade Haltung; sein reiches, schwarzes Haar fiel nach damaliger Mode in Ringeln auf Stirn und Schläfen; der Gesichtsausdruck ist streng und kühl; aber in seinen Augen lag ein Zauber, dessen Banne sich Niemand entziehen konnte; man mußte sich ihm anschmiegen, oder ihn fliehen.

Als er der geliebten Braut seinen letzten Besuch am Fenster machte und ihr ankündigte, daß er morgen die Heimreise antreten werde, da sagte das weise Mädchen:

„Vergiß nicht, Geliebter, um was ich Dich bat: Lerne schweigen! Man muß mit der Wahrheit um=

gehen, wie mit einem geladenen Gewehr. Man benützt dieses zur Wehre, zum Angriff: das ist männlich; aber ohne Grund, nur zum Spaß damit zu spielen, ist kindisch thöricht."

„Wohl denn; lege mir ein Schloß an die Lippen."

Und das Mädchen bemühte sich, dem Jüngling den Mund zu schließen. Vielleicht wird es für eine Weile nützen.

Auch Mano fand im elterlichen Hause Vieles verändert. Seine Mutter war eine ganz andere Frau geworden. Die Preßburger feine Gesellschaft hatte aus der „reschen" Hauswirthin eine vornehme Dame gemacht. Sie hat jetzt einen Salon und ein Boudoir. Frau Dora ist in die Gesindestube verbannt; Frau Sarah hat eine Gesellschafterin aus der Schweiz, von der sie schrecklich viel deutsch und französisch gelernt hat, womit sie auch fortwährend paradirte. Sie hatte sogar lesen gelernt; auf allen Tischen lagen offene Bücher herum; in diesen las sie mit Hilfe eines in Gold gefaßten Lorgnons. Wenn ein Besucher kam, lenkte sie das Gespräch auf das Gebiet der Literatur. Abafi von Josika hatte sie ganz „ausgelesen".

Da sie von der Ankunft ihres Sohnes schon im

vorhinein unterrichtet war, hatte sie große Toilette gemacht, schwedische Handschuhe angezogen und ihr Haar à l'anglaise in Locken gebrannt. Sie war noch immer eine schöne Frau!

Als Mano in ihr Zimmer trat, sprang sie vom Stickrahmen auf und eilte ihm entgegen, indem sie ihn mit deutschen und französischen Brocken begrüßte.

„O, Du schene Pum! Regardé Mamsell! Nid wahr, ist bogár Sohn?“ (Beau garçon).

Dann nahm sie ihn beim Kopfe und küßte ihn ab, daß kein leeres Plätzchen blieb, wobei sie immerfort wiederholte: Combien bogár Sohn!

Und nun ließ sie ihn neben sich auf dem Divan Platz nehmen, küßte und herzte ihn, tätschelte ihn auf die Wangen. Dabei vergaß sie schier, ihm die Gesellschafterin vorzustellen. „Mamsell Schüliett.“

Die schweizerische Gouvernante war eine Dame mit einem breiten, gutmüthigen Gesichte, züchtig und verschämt. Als Mano sie anblickte, wollte sie das Zimmer verlassen.

„Resto, resto! Mamsell!“ sagte Frau Sarah. „Ist meine Emma ka; hab i ksakt, kommst her!“

„Liebe Mama, reden wir ungarisch, wenn das Fräulein es erlaubt.“

„Schik-fik-nik! Ungarisch reden vor Jemandem, der unsere Sprache nicht versteht.“

„Nun, dann will ich ein stiller Zuhörer bleiben.“

Er wäre hier ohnehin nicht zu Worte gekommen. Frau Sarah fragte immerfort, ohne die Antwort abzuwarten. Sie wollte Alles erfahren, was geschehen war, seitdem „hast davongeloffen, Du Schelma, Du Kanali!“ Dann nahm sie ihn ins Gebet, ob nicht eine schöne Prinzessin sich in ihn verliebt habe und er soll die Wahrheit gestehen, ob er noch kein Liebchen habe.

Dabei tippte sie ihm nach ungarischer, scherzhafter Sitte mit dem Zeigefinger auf die Nasenspitze; diese wird zum Verräther an ihm, wenn er lügt.

„Nix nutz,“ sagte sie. „Ich selbst werde eine Frau für Dich wählen. Es giebt Comtessen und Freiinnen genug auf den Nobelbällen zu Preßburg. Scharmant! Elegant! Manjifik!“

Und sie zählte ihm mit großer Geschwindigkeit, aber nicht ganz fehlerfrei einen ganzen Almanach von adligen jungen Damen auf, unter welchen sie die freie Wahl für ihren Sohn hat.

Mano war ja nur zu dem Zweck gekommen.

Er vergaß, daß man ihm ein Schloß an den Mund gelegt hatte und platzte ganz freimüthig mit der Frage heraus:

„Und wie, wenn ich mir ein so armes Mädchen erkoren hätte, wie einst mein Vater sich zur Frau genommen?"

Bei dieser Frage war Frau Sarah so verblüfft und entrüstet, daß sie ihrem Sohn einen tüchtigen Rippenstoß versetzte, wobei sie ausrief:

„Unmöglik!"

Nun, dieser Rippenstoß war noch im alten Stil applizirt; Mano sah ein, daß er an seiner Mutter keine Stütze finden werde. Die vornehme Dame, die einst selbst ein armes Mädchen gewesen, sucht eine Comtesse als Schwiegertochter.

„Wo finde ich meinen Vater?" fragte er, sich aus den zärtlichen Umarmungen der Mutter losmachend.

Frau Sarah erwiderte mit wichtigthuender Miene:

„Ton pèr é boku pér avek."

Mano wandte sich mit fragender Miene an die Gesellschafterin, die ihm zur Aufklärung sagte, daß viele geistliche Herren im Schlosse versammelt seien, in deren Gesellschaft sein Vater sich befinde.

„Ich danke, Fräulein; ich verstehe: es ist Traktual-Versammlung, mein Vater ist Tractus curator.“

Er war demnach zufällig in einem wichtigen Momente heimgekehrt. Er beeilte sich, aus dem Boudoir seiner Mutter zu kommen und seinen Vater aufzusuchen.

Auf dem Korridor traf er sehr viele geistliche und weltliche Assessoren, die eben von einer Konferenz bei Dezebal kamen. Alle blickten erstaunt auf den stattlichen jungen Mann.

Alle Welt wußte, daß der verlorene Sohn heimkehren werde und man war neugierig, ihn zu sehen. War er wirklich Sobri Joska? oder ein Bärenführer? oder gar — Gott sei bei uns! — ein kaiserlicher Offizier? Man sah ihm nichts dergleichen an.

Mano trat bei jener Thür ein, bei welcher die geistlichen Herren herausgekommen waren. Es war der Rathsaal des Konsistoriums. Es waren nur zwei Herren noch da: der Kurator und der Traktual-Notar. Den Letzten kannte Mano noch aus seiner Studentenzeit; er war Contrascriba am Debrecziner Kollegium gewesen und als solcher Oberaufseher der Alumnen. Viel schlechtes Sauerkraut hat er ihnen vorsetzen lassen! Jetzt ist er irgendwo Pfarrer und

wie es scheint, hat er seine Angelegenheiten gut gefördert, denn er hat es zum Traktual-Notar gebracht.

Mano fand seinen Vater am obern Ende eines mit grünem Tuche überzogenen Tisches sitzen, damit beschäftigt, das Sitzungsprotokoll festzustellen.

War Mano schon bei der Mutter angenehm überrascht durch die auffällige Veränderung, welche die Kultur an ihrem ganzen Wesen hervorgebracht, so steigerte sich dieser Eindruck noch bei der Wahrnehmung der Umgestaltung, mit welcher sein Vater glänzte. Herr Dezebal war nicht mehr der allzeit lustige, zum Vortrag von Volksliedern gestimmte Kumpan von ehemals, sondern ein typisches Exemplar der Redner und Staatsmänner, ein Mann, den das Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit niemals verläßt.

Er wendet sich nicht eher zu seinem Sohne, als bis er dem Notar die Weisungen für das Protokoll ertheilt hat.

„Die Eröffnungsrede ist per extensum und nicht im Auszuge in das Protokoll aufzunehmen. So ist es auch im Reichstage gebräuchlich.“

Nun erst reichte er seinem Sohne die Hand, indem er sagte:

„Schön, daß Du heimgekehrt bist.“

„Du hast befohlen, ich habe gehorcht," erwiderte Mano, dem Vater die Hand küssend.

„So war's recht!" bemerkte Dezebal mit seiner ausgiebigen Rednerstimme. „Der Mensch hat im Leben dreifache Pflichten: gegen seine Familie, gegen das Vaterland und gegen die Religion. Diesen Pflichten dürfen wir uns niemals entziehen." Das war eine vorbereitete Rede.

Mano erwiderte im nämlichen feierlichen Tenor:

„Mit goldenen Lettern sollen Deine denkwürdigen Worte auf der ehernen Tafel meines Herzens verzeichnet sein."

„Närrischer Junge!" lachte Dezebal, aus seiner würdevollen Rolle fallend. „Laß uns in Prosa reden."

Als der Notar dies hörte, fand er es für gerathen, sammt seinem Protokoll zu verschwinden.

Dezebal stand auf und reckte sich und ließ die Finger krachen; die fünfstündige Sitzung war ihm in den Rücken gefahren.

„Nimm dort eine Pfeife und rauche an."

Mano schüttelte ablehnend das Haupt.

„Wie, Du rauchst nicht? Gut, bei Deiner Mutter findest Du Schnupftabak; sie hat sich ihn

im Stillen angewöhnt. Hast Du Deine Mutter schon gesehen?"

„Sie hat mich auch schon verheirathet."

„Bleibst Du zu Hause?"

„Ich stehe ganz zu Deiner Verfügung."

„Hast Du Deine Resignation schon eingereicht?"

„In der Stunde, als ich erfuhr, daß die von mir gewählte Laufbahn im Widerspruche steht mit Deinen Gefühlen."

„Du mußt indessen nicht glauben," sagte Dezebal mit gezwungener Würde, „daß ich den Reichstag deshalb im Stiche ließ, weil Du zum Offizier ernannt wurdest. Meine Position ist keine so schwankende, daß sie durch eine solche Geringfügung erschüttert werden könnte. Ich bin nur nach Hause gekommen, weil die ‚Pecsovicse'*) sich anschickten, in der Quartals-Kongregation die den Ablegaten ertheilte Instruktion in Betreff der Steuerleistungen abzuändern. Einem solchen Beginnen muß ich Einhalt thun. Außerdem habe ich in der Traktual-Versammlung den Vorsitz zu führen. Und noch wichtigere Angelegenheiten, als diese, sind in der

---

*) Anhänger der Regierung.

Schwebe. Du wirst sie später erfahren, wenn sie Dich interessiren. Doch jetzt habe ich dringende Sachen zu erledigen. „Laß Dir anspannen oder ein Reitpferd satteln und halte ein wenig Umschau in der Wirthschaft. Wenn Dich diese nicht interessirt, so findest Du in meinem Arbeitszimmer die Reichstags-Diarien, dieselben sind sehr interessant. Komm pünktlich zum Abendessen, damit unsere Gäste nicht zu warten genöthigt seien."

„Ich danke für die angebotene Kutschirfahrt, lieber Vater; ich bin genug gefahren von Wien bis hieher; die Reichstags-Diarien überlasse ich klügeren Leuten, das Abendessen hungrigeren Leuten als ich bin. Ich will mir einen Winkel in diesem Hause suchen, wo ich meinen närrischen Kopf zur Ruhe legen kann."

„Thue nach Deinem Belieben; im Uebrigen hast Du richtig gesprochen."

Mano konnte getrost das für ihn bestimmte Stübchen aufsuchen, das in dem Gartentrakte lag. Alle Welt im Hause hatte Wichtigeres zu thun, als sich mit ihm zu beschäftigen."

Aber Eine war doch da, die sich zu ihm hingezogen fühlte: Frau Dore. Seitdem die in Ungnade

gefallene arme Alte aus den Zimmern verbannt war, wurde sie auch vom Gesinde verfolgt. Selbst der Koch wehrte ihr jede Arbeit. Sie hatte keinerlei Wirkungskreis mehr.

Sie war es, die jetzt für Mano das Bett zurecht machte und sie erbot sich auch, ihm die Stiefel auszuziehen. Und als Mano dies nicht geschehen lassen wollte, schlug sie vor, sie wolle „der lieben Emma" die Fußsohlen kratzen, wie sie ehemals jeden Abend es that. Auch dieses wurde abgelehnt. Da nahm sie einen Brodkorb, stürzte ihn um und setzte sich am Fußende des Bettes auf diesen improvisirten Sessel, um ihrem Liebling Geschichten zu erzählen, bis er einschlafen würde.

„Wohl denn, erzählen Sie, Frau Dore."

„Ach, mein theurer junger Herr; es geht jetzt bei uns ganz anders her als ehemals. Als Sie das Haus verließen, schien das Glück mit Ihnen fortzuziehen. Man erkennt sich selbst kaum mehr, so sehr hat sich Alles verändert. Ich habe gar nicht das Verlangen, in die inneren Gemächer zu kommen. Die französische Mamsell kann mir meinen ‚guten Tag!' nicht erwidern; die Mama sagt ihr immer „Ui, ui!" Ich bin aber kein Ferkel, um „Ui,

ui!“ zu sagen. Wenn ich sie auch nicht verstehe, so weiß ich dennoch wovon sie reden. Neulich, es war schon bekannt, daß Sie, junger Herr, nach Hause kommen, ertappte ich sie dabei, als sie ein Bild betrachteten, welches sie ‚Comteß‘ nannten. Dann sprachen sie von Ihnen — ‚von der Emma‘ und dabei sagten sie öfter das Wort ‚Marriasch‘. Als die Franzosen ins Land kamen, fand sich ein ‚Sapör‘, der dies auch zu mir sagte. Es heißt ‚Heirathen‘. Mein süßer junger Herr: nehmen Sie die ‚Comteß‘ nicht! Sie ist häßlicher als eine Vogelscheuche. Aber reich ist sie! Mein Gott! Ist denn die Familie Tanussy schon so weit, daß sie sich nach ‚guten Partien‘ umthun muß. Es scheint leider so zu stehen. Es brennt das Dach über uns, wenngleich noch kein Rauch zu sehen ist. Die Wirthschafterin des Herrn Rentmeister hat mir Alles erzählt. — Unser schönstes Gut haben wir gegen einen dummen Wald vertauscht, weil dort in einem Hügel die Gebeine der Voreltern der Familie Tanussy begraben lagen. Gott habe sie selig! Wozu war es gut, diese Gebeine auszugraben? Man sagt, es wären dort ungeheure Schätze gefunden und hieher ins Schloß geschafft worden. Es sind gewiß

solche Schätze, wie jene, von welchen ich zu träumen pflege. So lange ich im Traum darin herumwühle, sind es lauter Kremnitzer Dukaten; wenn ich dann erwache, sehe ich erst, daß ich in gerebbelten Kukuruz herumgewühlt habe. So viel weiß ich, daß wir, seitdem die verwünschten Schätze ins Haus gekommen, eine Roßheerde nach der andern, eine Rinderheerde nach der andern, verkaufen. Ich mußte sogar die Schande erleben — sagen Sie ja nicht, daß Sie es von mir erfahren haben — daß man einmal das ganze Schloß versiegelte. Die verdammten Fiskale kamen ins Haus und drohten, Alles zu verkaufen, sogar das Kanapé der gnädigen Frau. Ach, welche Schande war über unser Haus gekommen! Und nun erst die Deputirtenwahl! Mein süßer, junger Herr! Aus den Suppenschüsseln soffen sie den Wein und Alles fraßen sie weg, wie die Heuschrecken, sogar das Hausdach. Ja, sogar das Hausdach; denn sie haben in Tanusvar unser Haus bis auf den Grund niedergerissen; zuletzt haben sie die Stadt an allen vier Enden in Brand gesteckt, daß Alles niederbrannte. Wir mußten die Kirche wieder aufbauen; der Zimmermeister, der den Thurm gezimmert hat, ist heute noch nicht bezahlt. Als man dann nach

Preßburg auf den Reichstag ging, trat hier in der Wirthschaft immer ärgere Zerfahrenheit ein. Niemand wird bezahlt; was Einer stiehlt das hat er. Es ist Niemand da, um Rechnung zu halten. — Wären Sie doch in Preßburg geblieben; wozu sind sie wieder heimgekehrt? Sehen Sie einmal die vielen Geistlichen, von welchen das Haus wimmelt: glauben Sie, daß diese nur wegen der Sitzungen hiehergekommen? Beileibe! Sicherlich will man unsern guten Herrn wieder in irgend eine Patsche hineinführen. Denn er ist gut und möchte sein letztes Hemd hergeben. Wieder wird irgend eine große Wahl vorbereitet. Die Calviner wollen einen Oberkurator wählen. Die Herren aus dem Kuhutumer Komitat wollen unsern gnädigen Herrn kandidiren; die ganze Tißahat-Gegend hat einen andern Kandidaten. Mir ist es gleichviel, ob er es wird, oder nicht; aber das Ende vom Lied wird doch sein, daß Schmalhans bei uns einkehrt. — Ach, ich könnte Ihnen darüber noch Vieles erzählen, aber ich will Ihnen den Schlaf nicht verderben. Ich sehe: Sie gähnen viel. Nur noch Eines. Gestern Abends belauschte ich das Gespräch der geistlichen Herren und da hörte ich Ihren Namen nennen. Man nennt Sie nur den ‚verlorenen

Sohn'. Nun hören Sie, was man gegen Sie vorhat. Es ist ein blinzelnder, mit schiefen Schultern gesegneter Pfaff da; dieser soll morgen die Predigt halten. Man überläßt ihm diese Ehre, weil er die Tochter des Herrn Dechanten heirathen will. Unter uns gesagt: die Dame ist schon etwas überzeitig; gar manchen Fasching schon hat sie Nieten gezogen. Dieser vertrackte Pfaff hat nun ausgeheckt, daß er in seiner morgigen Predigt den ‚verlorenen Sohn' zum Text wählen werde, um Sie, junger Herr, ‚auszupredigen'. Ich an Ihrer Stelle würde nicht in die Kirche gehen, um mich dort vor aller Welt beschämen zu lassen. Sagen Sie morgen Früh, Sie hätten Bauchschmerzen. Ich will Ihnen einen guten Krausemünzthee kochen . . ."

Doch Emanual lag jetzt schon in tiefem Schlafe

Es ist ein alter Brauch bei den Calvinern, Jemanden „auszupredigen", der durch sein Betragen Anlaß dazu gegeben. Dieser Brauch beruht auf einem uralten Vorrechte, welches in den ruhmvollen Beispielen der alten Propheten wurzelt. Daß der Verkünder des Gotteswortes den Mächtigen der Erde eine Strafpredigt halte, wie es Elias, Daniel, Johannes der Täufer mit Akhab, dem König David

und mit Herodias gethan, der irdischen Gewalt Trotz bietend und dem himmlischen Gebot gehorchend: das ist ein erhabener Beruf, dessen Erfüllung gerade zu den Aufgaben der Reformation gehört.

Und eiuer solchen Züchtigung hat sich Jedermann bußfertig zu unterwerfen.

Mano dachte gar nicht daran, sich der Strafpredigt zu entziehen; er fand es vielmehr sehr ehrenvoll, daß an einem so hohen Festtage die ganze andächtige Versammlung aus der Moral seiner Sünden und Strafen sich Auferbauung hole. Er legte seine Festtagskleider an und als zum zweiten Male geläutet wurde, klopfte er an die Thür des Ankleidezimmers der „schönen Mama.“ Man erkannte seine Stimme und ließ ihn ein. Frau Sarah war ebenfalls zum Kirchgang angekeidet und hatte nur noch die Haube aufzusetzen. Letztere war mit drei großen Straußfedern geputzt, welche die nationalen Farben zeigten. Sie hätte auf einem Kostüm-Ball damit paradiren können.

Frau Sarah stand vor dem großen Spiegel und als ihr Sohn eintrat, wandte sie sich zu ihm, um seine Komplimente entgegenzunehmen. Besonders auf den Kopfputz mit den drei Straußfedern

war sie sehr stolz. Und als der Jüngling mit den Komplimenten zögerte, kam sie ihm mit der Frage entgegen:

„Nun, bin ich schön?"

Mano küßte der Mutter zärtlich die Hand und flüsterte:

„Theure Mutter! In meinen Augen bist Du immer und in jeder Gestalt schön."

„Ja, aber dieser Kopfputz?"

„Ohne diesen Kopfputz wärest Du noch schöner."

Nun war ihre Geduld erschöpft.

„Geh, Du abscheulicher Bengel! Du willst sagen, daß ich lächerlich sei! Hinter meinem Rücken lachst Du mich wohl aus! Wagst Du es doch, mich von Angesicht zu Angesicht zu verhöhnen! Du hast Dich immer respektwidrig gegen mich betragen, hast mich vor der Welt lächerlich gemacht, hast mich ausgelacht. Wenn ich Dich hätschelte, hast Du die Zunge herausgestreckt. Du hast Dich zu meinen Beschimpfern gesellt und mitgethan, Du bist nicht mein Kind, sondern mein geschworener Feind ..."

Mano sah mit Erstaunen und Befremden, welch ein Ungewitter aus der Geringschätzung der Straußfedern entstanden war.

„Aber süße Mama . . .“

„Ich bin nicht süß! Ich bin bitter! Erinnere Dich nur der Briefgeschichte in Debreczin. Ich fahre unter schweren Strapazen nach Drebreczin, um Dich aus dem Elend zu retten und Du sendest mir einen Brief, obgleich Du wußtest, daß ich nicht lesen kann, nur um mich vor den schäbigen Mendikanten lächerlich zu machen. Du herzloser, gefühlloser Schlingel! Ein Katzenjunges würde seiner Mutter Solches nicht anthun!“

Mano wollte die Bemerkung einwerfen, daß er keinerlei Brief geschrieben habe. Aber ebenso gut hätte er versuchen können, einen Kieselstein in den Niagarrafall zu schleudern.

„Was? Willst Du etwa den Brief in Abrede stellen? Soll ich den Haiduken hereinrufen lassen, daß er Dir es ins Gesicht sage?“

„Unnöthig; ich glaube Dir so viel wie dem Haiduken. Was habe ich sonst noch verbrochen?“

„Nichts; auch das hatte seine guten Folgen. Mit der Beschämung, die Du mir angethan, hast Du mich angeeifert, mich aus meiner Unwissenheit herauszuarbeiten. Ich habe Tag und Nacht gelernt, um mich auszubilden. So hat Gott der Herr Deine

Bosheit gut gemacht. Du hast keinen Grund mehr. Dich Deiner Mutter zu schämen. Ich wünsche, daß auch ich mich Deiner nicht zu schämen habe! Du Leitinant! Ich hatte schon die Ehre, mit Feldmarschällen zu sprechen; aber auch die hatten gebührenden Respekt vor mir."

Mano fand es gerathen, den Rückzug anzutreten.

„Besser Du trollst Dich von hinnen; und komm' erst wieder, wenn ich Dich rufen lasse."

Da war er mit der Wahrheit ordentlich durchgefallen. Und doch hatte er jenem Mädchen versprochen, nicht Alles zu sagen, was er für wahr hält. Es war Schade, jenes Versprechens zu vergessen.

Jetzt fand er es für gut, seinen Vater aufzusuchen.

Im Zimmer des Vaters waren die geistlichen und weltlichen Vorstände zum Kirchgang versammelt; man harrte des dritten Läutens.

Dezebal sagte ihm mit der ganzen Würde seiner väterlichen Autorität:

„Emanuel, mein Sohn! Du wirst in der Kirche neben mir sitzen, dort, wo ich einst neben meinem

Vater zu sitzen pflegte. In der Kirche sollst Du Dich geziemend betragen."

Man glaubt hier, wie es scheint, daß er in der Kirche zu pfeifen oder an der Bank herumzuschnitzen pflegt.

Bei dem dritten Läuten machten sich die Herren auf den Weg zur Kirche. Man ging zu Fuße, obgleich das Gotteshaus ziemlich weit vom Schlosse lag. Nur Frauen fahren zur Kirche.

Das Volk wartete vor der Kirche, bis die Herren kommen.

Es waren zwölf Geistliche unter den Gästen, den Dechanten und Subdechanten mitgerechnet; die meisten waren schon alte Herren, doch gab es auch einige jüngere Geistlichen unter ihnen. Alle hatten glattrasirte Gesichter und trugen schwarzseidene Soutane mit einer hinten lang herabhängenden Stola, welche über den linken Arm geschlagen wurde.

Es hatten sich auch zwei weltliche Assessoren den geistlichen Herren angeschlossen. Der Eine ist ein Samson der Sprache, der Andere ein ebenso starker — Schweiger.

Dann gab es einen Haufen Schullehrer vulgo „Kosta". Diese zählten nicht mit.

Die Geistlichen nehmen die vor der Kanzel stehende Doppelbank ein, der gläubigen Versammlung gegenüber. Die mittlere Bankreihe war für die Familie Tanussy vorbehalten; da setzte sich sonst Niemand hin. Nur zur Zeit der Kirchenversammlungen wurde den Assessoren diese Auszeichnung zu Theil. Dezebal ließ sich an der Ecke der Bank nieder; neben ihm saß Mano.

Die Lehrer bezogen den Chor neben der Orgel, um die Psalmen zu singen.

Eine herrliche Sache ist dieser Psalmgesang in den calvinischen Kirchen; dieser allein ist schon bezeichnend für das ganze Glaubensbekenntniß. Jene erhabenen Gesänge, deren Verfasser ein Heiliger war, Dichter und König in Einer Person, den der einzige Gott damals nur der Herr eines kleinen Volkes, in wunderbarer Weise vom Hirtenhügel auf den Thron erhoben hat, — niemals wird ein Mensch ähnliche Gesänge dichten. Dies vermag auch kein Anderer als er, der Jehova von Angesicht zu Angesicht gesehen, als er vor seinem Volke einherzog. Und wenn nun diese aufrichtig sich äußernden Psalmen von einem andern aufrichtigen, ebenfalls aus dem Osten stammenden Volke angestimmt werden,

das es ebenfalls liebt, mit seinem Gotte unmittelbar zu reden: „Höre meinen Ruf, o Gott! Leihe meinen Gebeten Dein Ohr! Denn aus tiefer Noth schreit meine Seele zu Dir!" — so ist das so mächig, daß schier das Firmament erklingt und man die Antworten der Cherubim, Seraphim aus den Höhen zu vernehmen glaubt. Man singt da nicht ängstlich, mit halb geöffnetem Munde und gesenktem Haupte, sondern aus vollem Herzen und voller Lunge. Das Gekreisch der Bettler, das Gemecker der alten invaliden Soldaten mengt sich mit dem Gesang der vornehmen Herren und Damen. Und Jeder fühlt sich erleichtert. Er hat die Beschwerden seines Herzens angebracht und man hat ihn gehört. Man hat ihn nicht zurechtgewiesen: „Schweig, da sind große Herren!"

Keiner sang die Psalmen so schön, wie Emanuel Tanussy. Seine prächtige Tenorstimme machte sich in der Versammlung vorzüglich geltend und wurde unter tausend Stimmen herausgehört. Die einstige Altstimme des Kindes hatte sich zu einem Tenor entfaltet; mit Verwunderung lauschten ihr Alle, selbst die Schullehrer im Chor. Und Aller Blicke

waren auf das wunderbar schöne, sanfte Antlitz des Jünglings gerichtet, auf welchem keine Spur einer unedlen Leidenschaft zu sehen war. Die Andacht kam ihm aus dem Herzen; warum auch hätte er sie heucheln sollen? Und als die letzten Verse des hochgehenden Gesanges gesungen wurden: „Du warst und bist, Ewiger, und bleibst für alle Zeiten!“ — da hörte man fast nur ihn allein, alle Anderen rings umher hatten ihre Stimme gedämpft. Sein Blick war nach oben gerichtet, nach dem kahlen, weißgetünchten Sims der calvinischen Kirche. „Er“ ist nicht dahin gemalt; aber wer ihn sucht, der findet ihn. Ihm war, als befände er sich in einer Versammlung der ersten Christen, die unter verlassenen Ruinen, in Felsengrotten, unterirdischen Grüften ihren Gottesdienst hielten und als würde er jetzt seines Märtyriums harren.

Auch dieses sollte kommen. Auf den Gesang folgte das Gebet, dann die Predigt.

Als die Versammlung nach dem Gebet sich setzte, flüsterte Frau Sarah, das Geräusch benutzend, der Mamsell ins Ohr:

„Nid wahr? Il chant comm ün Angelo, der infame Kanali!“

Auch die Predigt ging vorüber. Der Text war der Allegorie vom „verlorenen Sohn“ entnommen, welchen der Prediger durchaus mit dem entarteten Sprossen der Familie Tanussy in eine Parallele zu bringen trachtete. Stellenweise wurde der Prediger geistreich; so zum Beispiel, als er davon sprach, wie der biblische verlorene Sohn mit dem Borstenvieh zusammen sich atzte, was noch würdiger sei, wie der Prediger meinte, als wenn der Sproß einer ungarischen adeligen Familie mit deutschen Kadetten aus der nämlichen Schüssel ißt.

Daß diese Predigt geradezu auf Verlangen Dezebals gehalten wurde, konnte Emanuel seinem Vater von dem vergnügten Gesichte ablesen. Von Zeit zu Zeit stieß Dezebal seinen Sohn mit dem Ellbogen an und blinzelte bedeutungsvoll zu ihm hinüber, als wollte er sagen: „Daß paßt auf Dich!“

Der Prediger schwitzte übrigens dabei am Meisten. Er selbst fühlte am Besten, daß er unrecht thue. Wäre er wirklich vom prophetischen Geiste Elias', Daniels und Johannes' beseelt, er müßte nicht den verschwenderischen Sohn, sondern den verschwenderischen Vater abkanzeln.

Indeß: die längste Predigt ist bis zur Mittags-

zeit zu Ende. Mano ertrug mit christlicher Ergebung die ihm zu Theil gewordene Züchtigung, ohne unruhig zu werden, oder ein herausforderndes Gesicht zu zeigen oder gar zu lächeln. Den Psalter, der auf die Predigt folgte, sang er wieder mit, dann nahm er Theil am heiligen Abendmahl.

Nach beendigtem Gottesdienst versammelten sich die Herren wieder auf dem mit duftigem Grase bestandenen Vorplatz, während die Gläubigen sich allmälig entfernten.

Der ehrwürdige Pastor Nyeles, der Festredner des Tages, empfing die Händedrücke, mit welchen die Amtskollegen ihrer Anerkennung für seine homiletische Leistung Ausdruck gaben. Am lieblichsten klang ihm das Lob des Kurators. Dezebal erklärte, er habe niemals eine schönere Predigt gehört; ganz besonders löblich sei die moralische Belehrung und Anwendung derselben gewesen.

„Sie paßte genau auf die Aufführung meines ungerathenen Sohnes,“ schloß Dezebal.

Mano nahm auch das noch mit einem sanften Lächeln entgegen. Möge der Vater seine Freude daran haben.

Herr Pastor Nyeles hielt es dagegen für seine

unabweisliche Pflicht, die Strafe des Delinquenten zu mildern und nicht zu erschweren.

„O, ich bitte," sagte er, mit halbem Munde lächelnd und den Kopf zwischen den schiefen Schultern einziehend; „ich bitte: es war durchaus nicht so gemeint; jede Anspielung lag mir fern; die Geschichte vom verlornen Sohn ist eine sehr alte.

Diese plumpe Entschuldigung brachte Mano denn doch um sein Phlegma. Er klopfte dem ehrwürdigen Pastor auf die Schulter und sagte: „Nicht wahr, Gehazi! Sie hat sich damals ereignet, als Du uns armen, verschwenderischen Mendikanten mit faulem Sauerkraut traktirtest?"

Puff! das schlug ein wie eine Bombe. Die ehrwürdigen Herren erstarrten zu Salzsäulen. So mit dem Prediger zu sprechen, ihm auf die Schulter zu klopfen, ihn mit „Du" anzureden und an den von den Studenten erhaltenen Schimpfnamen zu erinnern! Gehazi! Wer sollte diesen häßlichen Namen aus der Bibel nicht kennen. Gehazi war der Diener des Propheten Elias und war mit dem Aussatz bestraft worden, weil er den armen Leuten Geld abforderte, ehe er sie zu seinem Herrn ließ.

Der also apostrophirte Pastor Nyeles stand

sprachlos da und that das Maul auf und zu wie der Fisch, der plötzlich aus dem Wasser geholt wird.

Selbst Dezebal erschrak; dieses Einhorn ist im Stande, auch ihn zu stoßen, dachte er.

Mano kümmerte sich übrigens wenig um die verheerende Wirkung der Bombe, die er in die Gesellschaft geschleudert. Er merkte vielmehr, daß es hier auch ein dankbares Publikum gebe. Die braven Schullehrer wandten die Köpfe zur Seite, um ihre Heiterkeit wenigstens zur Hälfte zu maskiren. Nur ein einziges Gesicht war da, welches voll und ohne Rückhalt sich der Freude ob des herrlichen Spaßes hingab. Mano erkannte dieses Gesicht auf den ersten Blick, trotz des struppigen Bartes, der dasselbe bis zur Nasenspitze bedeckte. Es war sein lieber alter Kamerad Jancsi. Mano wandte der ganzen illustren Gesellschaft den Rücken und reichte dem Schullehrer die Hand, indem er ausrief:

„Servus, Kamerad Jancsi! Du bist doch der Galgai Jancsi, nicht wahr?"

„Hast Du mich erkannt?"

„Ei freilich! Was machst denn Du hier?"

„Ich bin ‚Kosta' im nahen Ludberek und bin zur Lehrer-Konferenz gekommen."

Mano schob seinen Arm unter jenen des aufgefundenen alten Kameraden und eilte mit ihm voraus, aus dem Vorhof der Kirche; die übrigen Lehrer in hellem Schwarme ihnen nach. Sie umringten Mano, hätschelten und streichelten ihn und flüsterten ihm ins Ohr. Sie sagten ihm sicherlich Alle das Nämliche: „Es war doch eine herrliche Sache, diesem Gehazi die Wahrheit zu sagen!“

Es giebt also doch noch eine Menschenklasse, bei welcher die Wahrheit eine gangbare Münze ist. Ja, die armen Dorfschullehrer. Unter ihnen gilt noch die Wahrheit. Alles in der Welt ist in der einen oder anderen Weise käuflich; das aber ein Dorfschullehrer sich über eine wohl applizirte grobe Wahrheit nicht von Herzen freue: dafür giebt es keinen Preis.

Mano freute sich von Herzen darüber, den Jancsi gefunden zu haben. Es ist also doch Jemand da, der ihn *liebt*.

In diesem „Heim“! . . .

„Haben meine Eltern Dich nicht erkannt?“

„Einen Dorfschulmeister erkennen? Ist denn das auch ein Mensch? Der hat ja sein Maul nur, damit man ihm zu essen gebe, nicht aber, damit

man mit ihm spreche. Weißt Du nicht, wie das geht? Im großen Speisesaale stehen zwei Tafeln; die eine in der Mitte, die andere an der Wand. Beide sind gedeckt; an der ersteren sitzen die Honoratioren, an der letzteren die ‚Kosta‘, die Schullehrer. So viele ihrer Platz haben, können sich hinsetzen. Nach Tisch sagt der Hausherr: ‚Es hat mich sehr gefreut, die Herren bei mir zu sehen. Ich bitte Sie sehr, auch künftig mich zu beehren, wenn Sie hier zu thun haben.‘ Nach ihren Namen aber fragt er nicht.“

Im Schlosse Tüzhalom ging es genau so her, wie Galgai Jancsi es geschildert hatte.

Die flinkfüßigen Schullehrer kamen unter Mano's Führung am Frühesten daselbst an. Frau Sarah war mit der Mamsell vorausgefahren; somit war das Bravourstückchen Mano's im Schlosse noch nicht bekannt. Später zog sich die Schloßherrin in ihr Ankleidezimmer zurück und ließ Niemanden vor, bis ihre Toilette beendigt war. Dann erst ließ sie ihren Sohn holen.

Sie fragte ihn jetzt nicht, ob ihre Haube schön sei, obgleich dieselbe mit drei Georginen geschmückt war: einer rothen, einer gelben und einer rosafarbenen. Sie gab ihm nur eine Lektion, wie er sich

bei Tisch zu benehmen habe. So ein Lümmel, der gerade aus der Militärschule kommt, kennt diese Regeln gewiß nicht.

„Vor den Gästen müssen wir freundliche Gesichter machen," schloß sie ihre Belehrung. „Und nun reiche mir den Arm und gieb auf meine Schleppe Acht!"

Am Arme ihres Sohnes schwebte Frau Sarah in den Speisesaal hinüber. Im Nebenzimmer schmollte und grollte sie noch mit ihm; als aber die Thür des Speisesaales aufging, zeigte sie ihm ein freundlich lächelndes Gesicht und dankte ihm huldvoll dafür, daß er sie bis hieher geleitet, wobei sie ihm mit dem Fächer die Wange tätschelte, indem sie sprach: „Mon cher petit bébé!" Dann fügte sie noch ein Kompliment hinzu und sagte: „Tu as voix très bien." Daraus begriff Mano, daß ihn seine Mutter für seinen Gesang belobe und beeilte sich, ihr mit vollendeter Courtoisie zu danken.

„Schon gut, nur nicht so rasch!" belehrte ihn Frau Sarah. „Das Französische muß langsam, mit Betonung jeder Silbe gesprochen werden. Ich habe in Preßburg mit vielen Franzosen, sogar mit Attachés gesprochen."

Hier näherte sich der Herr Dechant. Er hielt es für eine angenehme Pflicht, der Frau des Hauses Gelegenheit zur französischen Konversation zu bieten. Er hat seine Studien auf deutschen Universitäten gemacht; dort hat er sich das französische Idiom angeeignet, welches er seither allerdings wenig üben konnte. Sie nahmen an der Tafel neben einander Platz und parlirten frisch drauf los. Sie verstanden einander zwar nicht; dagegen sagten sie sich wechselseitig solche Grobheiten, daß die Mamsell jeden Augenblick den Fächer vor das Gesicht halten mußte, um ihr Erröthen zu verbergen.

Mano wurde die Ehre zu Theil, am Tische der Dorfschullehrer den Vorsitz zu führen. Da herrscht der Frohsinn, da giebt es Witz und Anekdoten. Ist doch auch am häuslichen Tische des armen Dorfschullehrers die frohe Laune das dritte Gericht und zugleich die Weinration zum Wasserkrug. Wahrscheinlich hat auch der Heiland bei der Hochzeit von Kanä in der Weise das Wasser in Wein umgewandelt, daß er seinen Jüngern (den ersten Kostas) gestattete, ihre Anekdoten zum Besten zu geben.

Hier war indeß kein Mangel an Wein; die

Gäste sprachen demselben auch wacker zu, an der Haupttafel wie am Seitentische.

Mano trank niemals Wein. Die Kadetten werden nicht damit traktirt. Er mochte auch keinen Wein trinken. Hier ward er doch dazu überredet. Er konnte es nicht verweigern, auf die alte Freundschaft, auf die Freude des Wiedersehens ein Glas zu leeren.

Und der Wein that auch seine Wirkung. Mano fühlte, daß dies ein launiger Dämon sei, der im Stande ist, unsere Gefühle zu reizen. Der Wein zündete, wo bisher nichts als Eis gewesen.

An der Haupttafel wurde lustig toastirt; künstlich gewundene Trinksprüche übertönten das Geklapper der Messer und Gabeln. Auch Mano ward von seinen Tischgenossen angeeifert, einen Toast vom Stapel zu lassen, doch war er dazu nicht zu bewegen.

„Wenn ich Jemanden liebe und achte, dann vertheidige ich ihn, so er hinterrücks angegriffen wird; daß ich ihn aber von Angesicht zu Angesicht über den grünen Klee lobpreise — das bringe ich nicht zu Stande.“

Das war so laut gesprochen, daß man es auch

am andern Tische hören und sich darüber ärgern konnte, wenn man wollte.

„Einen Mann hätte ich doch gern hochleben lassen,“ sagte Mano weiter. „Das ist Herr Horkazi, mein einstiger Lehrer, der Nachfahr der Taltos. Ich bin verwundert über seine Abwesenheit.

Der Schullehrer von Tüzhalom wußte Auskunft zu geben. Der arme Alte ist krank. Er hat geschwollene Beine und muß das Bett hüten. Auch ist ihm der Genuß des Weines untersagt.

„Nun, dann will ich den armen Alten besuchen.“

Je mehr Wein vertilgt wurde, desto höher stieg die Lust, besonders am Tische der Schullehrer. Da herrschte ein so wüster Lärm, da wurde so viel und so laut gelacht, daß an der Haupttafel die späteren Toaste nicht mehr zur Geltung kommen konnten. Vergebens schrie Dezebal hinüber: „Still dort am Katzentisch!“ Man hörte ihn nicht. Wein und Schulmeister lassen sich Jedes für sich nicht befehlen; nun erst, wenn sie zusammenhalten. Mano ging mit dem bösen Beispiel voran. Frau Sarah war darüber auch nicht wenig verdrossen und warf ihm Brodkügelchen hinüber, um ihn an die Gebote der Schicklichkeit zu erinnern.

Als das Festmahl zu Ende ging und die Haiduken den 1834er in die schlanken Gläser gossen, fühlte der Herr Dechant sich zum Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit gestimmt und fand es für gut, sich gegen Mano zu wenden, um mit dem frohen Jungen ein Hühnchen zu pflücken.

„Mein lieber Emanuel, sind Sie auch als Kadett in die Kirche gegangen?“

Emanuel erwiderte trotzig:

„Ja, weil ich mußte.“

„Natürlich in eine katholische Kirche?“

„Für die Kadetten ist keine andere da.“

„Und was machen die Kadetten in der Kirche?“

„Sie nehmen ausgehöhlte Wachholderröhren mit, durch welche Erbsen geblasen werden. Wer die Mütze des Regimentspaters am besten trifft, ist der Sieger.“

Eine hübsche Unterhaltung, man lachte viel darüber.

„Haben auch Sie an dieser andächtigen Uebung theilgenommen?“

„Ich ward oft genug mit der ganzen Klasse eingesperrt, weil Niemand den Thäter verrathen wollte.“

„Wurden die Kadetten zur Beichte geführt?“ fragte der Dechant weiter.

„In regelmäßigen Zeiträumen.“

„Und was pflegten die Schelme zu beichten?“

„Wie viele Fliegen man am Freitag, da man fasten soll, in der Suppe gefunden hat; auch beichtete so Mancher seine sündhafte Zuneigung für die alte, windschiefe Haushälterin des Regimentspaters.“

„Und haben auch Sie so gottloses Zeug getrieben?“

„Ich habe eine andere Methode befolgt. Wenn ich zur Beichte befohlen war, gestand ich sogleich, daß ich auf die Geistlichen nichts halte und da jagte man mich gleich zur Hölle. Das war meine Absolution.“

Auch darüber wurde viel und laut gelacht.

„Ich hoffe,“ fuhr der Dechant fort, der allein seine ernste Miene zu bewahren suchte, ich hoffe, daß Sie damit nur die katholischen Geistlichen gemeint haben.“

Mano fühlte in diesem Augenblick sein Ohr erklingen. Er erinnerte sich, was er Lisandra gelobt hatte. „Sprich nicht Alles aus, was sich Dir als wahr auf die Lippen drängt.“ Er könnte die

Frage überhören und ein Lied anstimmen. Aber jener unruhige Dämon, der aus dem Weine sich in unsere Adern schleicht, ließ es nicht zu, daß er seinen Gedanken unterdrücke.

„Aufrichtig gestanden: Ich habe alle Geistlichen gemeint," sagte er.

Das war eine arge Grobheit vor so vielen Geistlichen. Das kann Einer nur in trunkenem Zustande sagen.

Die Herren waren denn auch nicht wenig aufgebracht. Der Herr Dechant sagte im Tone der Entrüstung:

„Dann sind Sie ja ein Atheist, ein Gottes- und Christusleugner!"

Mano wandte sich nun zur großen Tafel und blickte dem Dechanten ernst ins Antlitz. Im Saale herrschte tiefe Stille.

„Ich bin nicht ungläubig, hochwürdiger Herr; ich fürchte Gott und befolge seine Gebote. Ich glaube an Christus und bekenne, daß Alles, was er gethan und gesprochen, von Gott war und ewig sein wird. Aber, was die Menschen hinzugefügt haben, ist eitel Menschenwerk, unvollkommen und vergänglich."

Diese Rede entfesselte einen Sturm über das Haupt des armen Jungen. Dezebal wollte die Sache aplaniren.

„Hören Sie doch den nichtsnutzigen Rangen nicht an; er ist benebelt und weiß nicht was er spricht."

Aber der Dechant war nicht geneigt, sein Opfer entschlüpfen zu lassen. Er gebot den Anderen Stillschweigen und apostrophirte den Rebellen folgendermaßen:

„Also Alles, was die Menschen geschaffen haben, ist unvollkommen. Und beispielsweise das Credo?"

Aha! Nun bist Du gefangen, Emanuel. Da giebt es nichts zu antworten. Das Credo ist dem Calviner das Nämliche was dem Katholiken, dem Lutheraner, dem Griechisch-Orthodoxen. Es ist ein ehernes Monument für vergangene und künftige Jahrtausende.

Noch heller klang es jetzt in Mano's Ohren. Der gute Geist ermahnte ihn aus der Ferne: „Schweig! Laß ab! Sei klug!"

Er hörte nicht auf den guten Geist. Er streckte vielmehr die Hand aus, um anzudeuten, daß er antworten wolle.

„Jawohl. Gerade das Credo trägt am deutlichsten die Merkmale menschlicher Arbeit; denn wir finden darin einen großen Mangel, eine große Unwahrheit und einen großen Widerspruch."

Bei dieser Blasphemie sprang Sarah vom Tische auf und preßte beide Hände an die Ohren.

„O weh! Das kann ich nicht länger anhören. Ich müßte in Verdammniß gerathen."

Mit diesen Worten eilte sie aus dem Saal, gefolgt von der Mamsell.

„Junge, geh' hinaus!" rief Dezebal Mano zu. „Ein einfältiger Knabe hat nicht von so heiligen Dingen zu reden."

Der Dechant gab nicht nach.

„Nein, er soll nur dableiben. Wir Theologen können von ihm was lernen. Der Herr verkündet zuweilen Worte der Weisheit durch den Mund der Kinder."

„Nicht selten auch durch das Maul der Esel!" fügte Dezebal hinzu.

Jetzt richtete sich der Teufel erst recht auf, den Mano verschluckt hatte. Dieser verließ seinen Platz und trat vor den Dechanten hin.

„Nun, so will ich hier bleiben. Johannes war erst zwölf Jahre alt, als er mit den Priestern und Schriftkundigen disputirte."

„Nun, lassen Sie uns den Mangel des Credos hören."

„Das Credo sagt, Christus sei geboren und gestorben. Aber, was die Hauptsache, was er in seinem Leben gewirkt, daß er zum Erlöser geworden, daß er mit dem Glauben seines geliebten Gottes die Götzen niederriß und dafür den Martertod erlitt: davon schweigt das Credo."

Diese mit warmer Empfindung gesprochenen Worte erregten nicht mehr zornigen Widerspruch; lag doch darin weder Hohn noch Gotteslästerung. Selbst Frau Sarah hätte sie hören können. Doch bekam Mano von allen Seiten die gründliche Widerlegung zu hören: „Das ist kein Mangel. Das weiß jeder Christ ohnehin. Man kann nicht Alles zusammenfassen."

„Nun gut; genug!" sagte Dezebal.

„Nein, bitte, wir wollen weiter hören!" protestirte der Dechant. „In diesem Jüngling ist ein großer Apostel verloren gegangen. Wo ist im Credo eine Unwahrheit?"

Mano unternahm es, auch darauf zu antworten. Vergebens klangen ihm die Ohren.

„Dort wo gesagt ist: ‚Abgestiegen zur Hölle.‘ Dem widerspricht eines der sieben Worte, welche der Heiland am Kreuze gesprochen. Christus sprach zu dem einen der Schächer: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein;‘ ‚noch heute‘: am Tage seines Todes. Ich glaube den Worten Christi.“

Dies rief einen bösen Sturm über das Haupt des Jünglings hervor. „Wir werden ihm schon antworten!“ tönte es von allen Seiten.

Doch er achtete nicht auf sie, sondern fuhr fort, ohne die dritte Frage abzuwarten:

„Der große Widerspruch liegt in folgenden beiden Sprüchen: ‚. . Von wannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten‘ und drei Zeilen weiter: ‚Ich glaube an die Vergebung unserer Sünden.‘ Nun denn: Meine Sünden werden entweder gerichtet oder vergeben; Beides mit einander verstehe ich nicht.“

Jetzt regnete es von allen Seiten Exkommunikationen auf ihn hernieder.

„Manichäer! Arianer! Socinianer! Patarener! Baphometist!“

„Das ist das Einhorn, dessen Ankunft Johannes in seiner Apokalypse prophezeit!“ donnerte der Dechant, während Dezebal vernichtet in seinem Lehnsessel zurücksank. „Durch diesen Schlingel wird das ganze Kuratorium flöten gehen.“

Mano selbst begann ziemlich kleinlaut zu werden. Es wäre denn doch besser gewesen, einen Toast auf den Dechanten auszubringen und denselben als den Melchisedek von jenseits der Theiß zu feiern.

„Du hast Dich ordentlich in die Tinte gesetzt, Bruder!“ flüsterte der Galgai Jancsi ihm ins Ohr. „Wart', ich will Dich herausziehen. Klopft an Eure Gläser, Kameraden!“

Und die Schullehrer begannen mit den Messerschaften an die Gläser zu schlagen.

Galgai Jancsi hub also an:

„An Euch wende ich mich, mein ehrwürdiger Herr Mathias Sohaj!“

Das Gläserklopfen hat die Zauberwirkung, daß es eine momentane Ruhe hervorruft. Wenn nun der Toaster über eine kräftige Lunge verfügt und geschickt genug ist, durch die Bresche einzudringen,

so gelingt ihm das Attentat manchmal, besonders wenn der Toast nicht allzulang ist.

So that auch der Galgai Jancsi, indem er rief:

„Der Held des heutigen Tages, Se. Ehrwürden Herr Kaplan Lorenz Nyeles, der künftige Pastor von Sasliget: er lebe hoch!"

Nur ein theilweises Gläserklingen war das Echo auf diesen Toast. Herr Nyeles aber, dem derselbe gegolten, erhob sich, um zuerst mit den Kirchenpatronen und dann mit dem Toaster anzustoßen.

„Was war das?" fragte Mano seinen Freund Jancsi. „Du trinkst auf diesen Menschen, den Du nicht leiden kannst?"

„Geduld! Warte nur ab, was da folgen wird."

Die Fortsetzung ließ nicht lange auf sich warten. Einer der am Tischende sitzenden jüngeren Geistlichen erhob sich zu folgendem Gegentoaste:

„Ich erhebe mein Glas ebenfalls auf den künftigen Seelsorger von Sasliget, den ehrwürdigen Herrn Anton Baksavari."

Auch dieser bekam Eljenrufe. Die Hälfte der Gesellschaft war auf seiner Seite, besonders die jüngeren Geistlichen.

Aber die Alten protestirten. „Das kann nicht

sein; Baksavari wird niemals Pastor von Sasliget werden."

„Warum nicht?" schrie das gegnerische Lager.

„Weil er einen canonischen Fehler hat."

„Welchen Fehler?"

„Er hat seine Verlobte vor der Hochzeit im Stich gelassen."

„Das ist im Canon nicht verboten. Wohl aber verbietet der Canon die Wahlagitation in der Kirche. Und Herr Nyeles hat dies gethan."

Bei diesem Worte brach der Krieg aus. Der Apfel des Paris, die Pantoffeln der schönen Helena, das ungesäuerte Brod, die Stiefel von Alexandrien — sie Alle sind als Casus belli nichts im Vergleiche zur Pfarrerwahl in Sasliget. Gleichwie nach dem Tode Attila's sein Lager sich spaltete und seine Krieger sich gegenseitig zerfleischten: so wurde durch diesen Doppeltoast die ganze geistliche Gesellschaft aufgewühlt. Selbst der deutsche Assessor begann zu schreien; die ganze Gesellschaft fiel über Dezebal her, daß er doch Ordnung schaffe und sage, was Rechtes ist und ob es nach dem Canon ein größeres Vergehen sei, seine Verlobte sitzen zu lassen oder unter den Gläubigen Wahlagitation zu treiben. Dezebal war in tausend

Aengsten; ihm war es ganz gleichgiltig, was die Komjater Canones bestimmten, wenn man ihn nur in Frieden läßt! Er kann sich gegen keine der beiden Parteien erklären, weil er sich keine derselben zum Feinde machen will. Die Kuratorwahl ist vor der Thür. Emanuel konnte inzwischen gehen, wohin er wollte, kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn; er mochte, wenn es ihm beliebte, selbst den Pilatus aus dem Credo hinausdisputiren.

Der Jüngling hatte denn auch wirklich die allgemeine Verwirrung, die sein Kamerad für ihn angezettelt hatte, dazu benützt das Weite zu suchen.

Bei Tisch hatte Galgai Jancsi ihm mitgetheilt, er wolle kein Geistlicher werden. Er werde seine Schulmeister-Besoldung zusammensparen und dann nach Pest gehen, um die Rechte zu studiren und Advokat zu werden. Von seinem Talente, Prozesse zu machen, hatte er soeben eine glänzende Probe abgelegt.

Mano wählte unter den Stöcken, die in der Ecke lehnten, den knotigsten aus und sagte dem Haiduken, welcher die Weine auftrug, daß er zu Herrn Horkazi auf Besuch gehe. Wenn nach ihm gefragt wird, so möge der Haiduk diese Auskunft geben.

Der Haiduk sagte es dem Stubenmädchen, das Stubenmädchen der Frau Sarah. Diese erschrak darob sehr. Horkazi hatte ihr oft erzählt, wie er einst den Knaben abgefangen hatte. Der Jüngling wird jetzt an seinen Peinigern grausam Rache üben. Er ist ein starker Recke geworden und könnte in seinem Ingrimm den armen invaliden Taltos zermalmen.

Frau Sarah ließ die alte Dore rufen und befahl ihr, dem jungen Herrn nachzueilen, und wenn sie sehen sollte, daß er beim Popen eintritt, soll sie sich unter dem Fenster auf die Lauer stellen und falls der junge Herr mit dem Pfarrer grob verfahren würde, sollte sie in die Stube eilen und dem jungen Herrn sagen, daß Mama ihn rufe und daß er sogleich zurückkehren möge. Wenn möglich, soll sie den jungen Herrn noch unterwegs abfangen.

Mano ging aber nicht, wie andere vernünftige Leute, auf dem geraden Wege, sondern querfeldein, auf den Kirchthurm los, über Hecken und Bäche hinwegsetzend. Kein Reiter hätte ihn einholen können.

In der Nähe der aus der Arpadenzeit stammenden Kirche stand das bescheidene Pfarrhaus, wo Horkazi residirte. Die Thür stand weit offen; eben

hatte der Diakon das Haus verlassen, um zum Nachmittags-Gottesdienst zu läuten, bei welchem nichts Anderes fehlte, als der Seelsorger und das andächtige Publikum.

Der Pfarrhof war mit Brennnesseln, wildem Sauerampfer und allerlei Unkraut dermaßen überwuchert, daß Mano sich mit seinem Stocke einen Weg bis zur Küche bahnen mußte. Der Herd war kahl und kalt und doch war Sonntag. Sicherlich wird das Essen aus dem Schloß gesendet. Kein Hund war da, um den Besucher anzubellen.

Mano trat in die nach der Gasse gelegene Stube; diese war das Paradezimmer des Taltos. Wann dieselbe getüncht und aufgescheuert worden — das war schwer zu sagen. Schmutz, Spinngewebe, Schimmel überall; auf dem Sopha lag der Staub so dicht, daß der Besucher seinen Namen hineinschreiben konnte. Aus der großen Stube gelangte man in eine kleine Kammer, deren Thür offen stand. Aus dieser Kammer rief eine schwache, heisere Stimme: „Wer kriecht dort im Zimmer herum?“

Mano fand es für die beste Antwort, sich selbst dem Frager vorzustellen.

Der alte Scythe lag im Bett, eines seiner

Beine auf einen Strohsessel ausgestreckt; dieses Bein war so vielfach umhüllt, daß es dem Fuße eines Elephanten glich; ein Bärenfell und eine Pferdekotze bildeten das Bettzeug — ganz nach alter Sitte. Was sich sonst im Zimmer vorfand, war geeignet, jeden Bettler in die Flucht zu jagen. Vor dem Bette stand kein Tisch; dagegen gab es in der Wand oberhalb des Bettes ein Fenster, das auf den Korridor ging. Dieses Fenster bot den doppelten Vortheil, daß Horkazi durch dasselbe den Diakon rufen und seine Sauerwasser-Flaschen hineinstellen konnte.

Als Horkazi den Besucher erblickte, glaubte er, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Auf den ersten Blick erkannte er seinen ehemaligen Zögling.

„Schau Emma!“ stammelte er erschrocken; und seines kranken Fußes vergessend, sprang er vom Bette auf; doch sank er sogleich wieder stöhnend auf sein Lager zurück, indem er nach dem wehen Knie griff.

„Ich bin es, Horkazi bacsi,“ sagte der Jüngling in freundlichem Tone. „Einst Emma — jetzt Mano. (Dämon, Teufel.) Aber fürchten Sie nichts; ich bin kein schrecklicher Dämon, sondern ein harmloser Grasteufel.“

„Sie grollen mir also nicht?“ fragte der Alte, indem er die Hände flehend zusammenlegte.

In Mano's Gesichtsausdruck lag etwas wunderbar Versöhnendes, womit er Jung und Alt bezauberte, wenn er wollte. Mit diesem Ausdruck im Antlitze sagte er:

„Ich gestehe aufrichtig, Pater, daß ich bis zum heutigen Tage Ihnen einen Groll nachgetragen habe. Aber heute habe ich mir die Sache überlegt. Ich war heute in der Kirche und habe kommunizirt. Die Kommunion bedeutet bei uns, daß wir uns mit unseren Feinden versöhnen und unsern Groll zum Opfer bringen. Ich gelobte mir, Ihnen die Friedenshand zu reichen, wenn Sie zu uns kommen. Dann hörte ich, daß Sie krank seien, darum bin ich hieher gekommen. Und nun bitte ich Sie, verzeihen Sie mir alle die bitteren Stunden, die ich als unvernünftiges Kind Ihnen verursacht habe; es soll auch meinerseits Alles vergessen sein.“

„Ist's wahr?“ fragte der Alte, indem er Mano zögernd die Hand reichte. Erst als er sah, daß dieser ihm nicht die Knochen zerquetschte, gewann er Vertrauen zu ihm. Er scheint doch nicht zu scherzen; er meint es ernst, was die Calviner das

„Opfer“ nennen: „Laß die Sonne nicht mit Deinem Zorn untergehen.“

Mano setzte sich an den Rand seines Bettes und befragte den Kranken theilnahmsvoll, was ihm fehle und wie seine Krankheit behandelt werde.

Es that dem armen Alten so wohl, daß er Jemanden gefunden, dem er erzählen durfte, wie der vertrackte Schmerz aus dem Knöchel ins Knie wandert, dann in das andere Knie hinüberspringt, von dort in die Ferse marschirt und sich dann in die große Zehe zieht, daß er verrückt zu werden glaubt. Die Salben und Medikamente des Arztes taugen nichts; die Kräuter, die eine alte Quacksalberin aus dem Dorfe ihm auf die Beine legt, nützen mehr; am besten aber wird es in der kalten Erde sein.

Mano tröstete den armen Alten; der Sommer wird kommen; die Sommerwärme hilft mehr als die ganze Apotheke. Der Alte wird noch auf seiner Hochzeit tanzen.

Darüber lachte der arme Kranke.

In diesem heitern Augenblicke trat Frau Dore ein. Sie hatte allerlei Speisereste von der Herrentafel in eine Schüssel gethan und kam nun mit der

Botschaft, die gnädige Frau schicke dem geistlichen Herrn einige gute Bissen. Frau Dore that sehr überrascht, als sie den jungen Herrn hier erblickte.

Sie hatte auch eine Flasche Wein mitgebracht; doch der Kranke wies den Wein entschieden zurück.

„Trinke ihn selbst, Dore; ich darf keinen Wein trinken. Ein wenig Bikszader Sauerwasser thäte mir besser; könnte ich immer solches trinken, es würde mich kuriren."

„Warum lassen Sie sich nicht Sauerwasser holen?" fragte Mano.

„Weil ich das nöthige Geld nicht habe. Der arme orthodoxe Dechant von Tüzhalom hat keine Sporteln, keine Taufen, keine Leichenbegängnisse. Das Bikszader Wasser aber ist theuer, kostet einen Zehner die Flasche."

Die ihm gesandten Speisen bereiteten ihm große Freude und er machte sich sogleich ans Essen. Man mußte ihn zu diesem Zwecke im Bette aufsetzen. Sie hoben behutsam seine Beine ab und brachten ihn in eine sitzende Positur, indem Mano den schweren Leib rückwärts mit seinem Arm stützte. Und während sie mit dem Alten beschäftigt waren, steckte Mano der Frau Dore ein Silberstück zu. Die

gute Seele begriff und eilte aus dem Zimmer. — Mano sah mit Vergnügen, wie hastig der Alte, sich beider Hände bedienend, sich mit kaltem Braten und Torte vollstopfte. Der Arme mag ordentlich ausgehungert gewesen sein.

Alsbald kam auch Frau Dore zurück und brachte, was sie bringen sollte: eine Flasche Bikszader Sauerwasser. Sie entdeckte irgendwo ein Trinkglas und füllte es bis an den Rand. Ei, wie schmeckt das gut! Ein wahrer Nektar!

„Genug für heute; lassen wir uns etwas für morgen übrig.“

„Nicht so, Vater,“ entgegnete Mano. „Lassen Sie sich eine ganze Kiste solchen Wassers kommen, da der Arzt es Ihnen verordnet hat und Sie die gute Wirkung desselben fühlen.“

„Das kostet ein Heidengeld!“

„Das Geld wird sich finden,“ sagte Mano, indem er in die Tasche griff, aus der er einige kleine Münzen hervorholte, die er in die Hand des Popen gleiten ließ.

Dieser glaubte, es wären Fünfkreuzerstücke und jauchzte in freudiger Ueberraschung auf, als er die Münzen näher betrachtete.

„Das sind ja Goldfüchse!“ rief er.

Er wollte seinen Augen nicht trauen und hielt seine Hand Frau Dore hin.

„Das sind Dukaten, nicht wahr, Frau Dore?“

„Jesus Maria! zehn Dukaten!“

Und sie raffte ihr Geschirr zusammen und eilte davon, um ihrer Gebieterin den unerhörten Kasus zu erzählen, Junker Emma hat den alten Pfarrer nicht geprügelt, sondern hat sich vielmehr mit dem kranken Bein desselben zu schaffen gemacht und ihm schließlich gar zehn Dukaten geschenkt, daß er sich Bikszader Sauerwasser kaufen könne; der Alte kann sich für dies Geld so viel Bikszader Wasser kaufen, daß er damit noch im Jenseits das Auslangen finden wird.

Nun wollte auch Mano seiner Wege gehen; er brauchte nur vorher seinen einstigen Mentor wieder in seine frühere Lage zu bringen und seine kranken Beine wieder auf den Sessel zu legen.

Aber der Alte faßte ihn bei der Hand und ließ ihn nicht fort.

„Sie vergeben mir wirklich, liebste Emma?“

„Kinderei! Wer wird an dergleichen denken!“

„Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen. Dieses Wort will ich hören. Dieses Wort soll mir als Ruhekissen dienen; sonst saust mir der Kopf, als läge ich auf einem Bienenkorbe. Können Sie mir Alles verzeihen, womit ich mich gegen Sie vergangen habe?"

„Es ist gut, Pater, ich verzeihe Ihnen," sagte Mano mit einem ernsten Blicke auf den Alten, wobei er ihm die Hand reichte.

Der Pope preßte die Hand des Jünglings an sein Herz und fragte im Flüstertone:

„Und wissen Sie auch, was Sie mir verzeihen? Nicht nur Dasjenige, was ich gegen das Kind gefehlt habe . . ."

„Ich weiß: auch Dasjenige, was Sie gegen den Vater des Kindes gefehlt haben."

„Haben Sie schon etwas gehört?"

„Nur einige Worte; aber daraus vermuthe ich das Ganze."

„Nun, so bleiben Sie noch da, ich will Ihnen Alles beichten. Ich habe es auch in einem Briefe niedergeschrieben, welchen Dezebal Tanussy nach meinem Tode empfangen wird. Seinem Sohne jedoch will ich die Sache bei Lebzeiten erzählen;

denn ich weiß nun, daß er mich dafür nicht tödten wird. Es ist eine große Schurkerei, die wir begangen haben — ich und Andere, denen man es gar nicht zugetraut hätte. Wir haben uns verbündet, einem mächtigen Manne Hörner wachsen zu lassen und ihn bei den Hörnern auf die Schlachtbank zu führen. Setzen Sie sich her zu mir und hören Sie mich an. Hören Sie die Geschichte der Scythen; nicht die ihres Ursprungs, sondern die ihres Unterganges."

Es war später Abend, als Mano von seinem Besuche bei dem Pater zurückkehrte. Frau Sarah hatte im Laufe des Nachmittags die alte Dore noch zweimal in das Pfarrhaus geschickt, damit sie ausspähe, was der junge Herr dort treibe. Der Junge muß eine Greuelthat verübt haben; sicherlich hat er dem alten Popen glühende Kohlen auf den Rücken gelegt. Allein Frau Dore kam jedesmal mit der Nachricht zurück, daß der Pater und der Jüngling sehr freundlich mit einander verkehren. Von Zeit zu Zeit schlägt sich der Pfarrer mit der Faust an die Brust; der junge Herr aber besänftigt und tröstet ihn; der Pater schluchzt, der junge Herr wischt ihm

die Thränen ab. Der Pater küßt dem jungen Herrn sogar die Hände.

„Larifari!" meinte Frau Sarah.

Mano war um eine große, gewichtige Kenntniß reicher, (Bitterer Reichthum!) als er den Rückweg zum väterlichen Schlosse antrat. Allen Disteln, die er auf seinem Wege fand, schlug er mit seinem Stocke die Köpfe ab, die er dann in die Tasche steckte. (Gut für Bileams Esel!)

Die geistlichen Herren hatten sich inzwischen ausgesöhnt und zum Kartentisch gesetzt, wo jede Kontroverse vergessen wurde. Dezebal nahm an dem Spiel nicht theil. Er spielt nicht um Kreuzer.

Mano's neueste Bravour bei dem kranken Popen war inzwischen offenkundig geworden; Frau Dore hatte sie dem Haiduken, der Haiduk den Herrschaften erzählt. Es war sogar ein kleiner dogmatischer Disput daraus entstanden. Frage: „Ist der ein Christ, der die Gebote der heiligen Schrift in seinen Reden verleugnet, in seinen Thaten aber befolgt?" Man äußerte sich pro und contra, doch ward man des Gegenstandes bald überdrüssig. Lieber „frische vier!"

Als Mano in das Zimmer trat, ward er sehr

freudig aufgenommen. „Da ist ja der neue Apostel!“

„Haben Sie den Popen bekehrt, mein junger Freund?“ fragte der Dechant in scherzendem Tone. Er hatte eben eine große „Schnur“ eingezogen.

„Ja,“ lautete die einsilbige Antwort.

„Ich hätte ihn ganz anders bekehrt!“ meinte der Galgai Jancsi mit einem Seitenblick auf seinen Stock. —

„Vergebung ist die schönste christliche Tugend!“ flötete der ehrwürdige Herr Nyeles.

Zu dieser so sehr gepriesenen Tugend hatte Herr Dezebal ein Wörtchen zu bemerken.

„Du mußt viel Geld haben, mein Herr Sohn, wenn Du so mir nichts Dir nichts zehn Dukaten wegschenkst.“

„Als der Prophet Elias in der Wüste hungerte, sandte ihm der Herr eine Semmel durch einen Raben. Ich bin ein solcher Rabe.“

„Wo der Rabe die Semmel hergenommen, ist noch nicht so verwunderlich als die Frage, wo ein Lieutenant, der aus der Kadettenschule kommt, Dukaten hergenommen?“

„Das Räthsel ist bald gelöst. Wozu ist denn die Pumpe?“

„Oho, mein Söhnchen! Weißt Du schon, was die Pumpe ist? Du fängst früh an. Ich bedaure Deinen Wucherer, werde aber Deine Schulden nicht bezahlen; Du bist noch minorenn.

„Das Geld, das ich vergebe, habe ich nicht vom Wucherer, sondern von einem sehr rechtschaffenen Manne, der mir ohne Zinsen, Anderen zu sechs von Hundert leiht.“

„Hahaha!“ lachte Dezebal. „Diesen frommen Samaritaner möchte ich kennen lernen.“ Dabei zündete er seine Pfeife bei einer der auf dem Spieltische stehenden Kerzen an.

„Du kennst ihn wohl: es ist Graf Adalbert Ponthay.“

Bei diesen Worten seines Sohnes fiel Herrn Dezebal die Pfeife aus dem Munde. Ein Glück, daß sie nicht zerbrach.

Mano trat zu seinem Vater, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sechs Jahre hat der Graf für mich die Kosten in der Militär-Akademie bestritten. Ich habe dies

als eine Ehrenschuld angenommen, weil ich wußte, daß mein Vater diese Schuld bezahlen werde."

„Ich werde sie bezahlen bis auf den letzten Gulden," beeilte sich Dezebal zu sagen.

Mano aber wandte sich um und verließ das Zimmer.

Die Gesellschaft und Dezebal selbst hatten den Eindruck gewonnen, daß dieser Junge dem Hause imponire.

Exodus.

Dezebal hatte die Vermuthung, daß sein Sohn mit Horkazi gesprochen habe. Seitdem die Herrschaft nach Preßburg gegangen, war der alte Scythe sehr vernachlässigt worden. Die Tafelfreuden des Schlosses blieben aus, ebenso die Sporteln; seine Klagebriefe wurden gar nicht geöffnet. Aus Rancune wird nun der Alte dem Jüngling gar viele schöne Sachen entdecken: Gütertausch, Schulden, Geldverlegenheiten. Solche Dinge sind nicht geeignet, das väterliche Ansehen zu erhöhen. Da gilt es, die höheren Gesichtspunkte zu beleuchten.

Als am folgenden Tage die Gäste das Schloß verließen, berief er Mano zu sich. Er empfing ihn in seinem archäologischen Heiligthum, umgeben von der Pracht seines Museums. Die Schätze des Thonuzoba standen unter Glasstürzen in antik geformten Schreinen. Ein lebensgroßes Oelgemälde — ein

Werk des Pinsels unseres ausgezeichneten Künstlers Valentin Kiss — zeigt uns Thonuzoba und seine Gemahlin in dem Augenblicke, wie sie zu Pferde sitzend von hunderten Pfeilen durchbohrt den Tod erleiden.

Mano blieb völlig kalt beim Anblick all' dieser Schätze. Es ist klar: der Knabe hat kein Verständniß für diese Dinge.

„Da bin ich, Vater."

„Ich habe Dich nicht rufen lassen, um Dir eine Lobrede zu halten, Du hast Dich gestern recht unschicklich betragen."

„Ich gestehe, daß ich gefehlt habe und bereue meinen Fehler. Zur Entschuldigung möge mir dienen, daß ich gegen meine Gewohnheit Wein getrunken habe. Nie mehr will ich in religiöse Dinge mich einmengen. Ich will doch keine neue Sekte gründen."

„Mir hast Du damit Plackereien verursacht. Dein Geschwätz hat meine Kandidatur für das Oberkuratorium schier verdorben."

„Da magst Du ruhig sein, Vater. Meine Thorheit verschwindet neben Deinen Verdiensten. Im ganzen Distrikt jenseits der Theiß finden die

Männer der Kirche nirgends einen so festen Glauben und eine so gute Küche wie bei Dir."

Was ist das wieder für eine frivole Rede!

Dezebal erhob sich jetzt völlig auf die Höhe der Situation und zögert nicht länger, mit dem feurigen Schwerte seiner Ueberzeugung nach der ihr Haupt erhebenden Hydra zu schlagen.

„Es ist Schande, von den protestantischen Geistlichen so wegwerfend zu reden, junger Herr. Sie waren die Leuchten der Freiheit in Ungarn; sie haben die Folter, die Galeerensklaverei, den Martertod für die Volksfreiheit, für die Menschenrechte, für die Verfassung erlitten. Sie haben Jahrhunderte hindurch das nationale Bewußtsein erhalten, das Licht unter unserem Volke verbreitet. Ihnen haben wir es in erster Reihe zu verdanken, daß wir keine Heloten sind. Aber das wird in der Wiener-Neustädter Kadettenschule freilich nicht gelehrt! Dort weiß man die Geistlichen nur lächerlich zu machen. Und doch: was würde aus dem Volke ohne Religion? Achte unsere Geistlichen als Depositäre des himmlischen Heils und der irdischen Freiheit!"

Diese in gehobenem Tone gehaltene Ermahnung würde jeden anderen Jüngling dazu gebracht haben,

in sich zu gehen. Aber die Wiener-Neustädter Kadettenschule! Unser Emanuel hatte keine Empfänglichkeit für den Sermon, der an ihn gerichtet worden.

„Keinerlei Schule hat mich zum Feinde der Freiheit oder des Volkes gemacht," sagte der Jüngling kühn; „aber ich will das Volk nicht in der Weise glücklich machen, wie die Geistlichen es thun; daß ich ihm für die andere Welt Freiheit und Wohlstand verheiße, sondern will ihm diese Güter schon auf dieser Erde geben. Wenn die Freiheit uns so sehr am Herzen liegt, so laßt uns bei uns selbst anfangen und unsere Hörigen von der Sklaverei befreien. Dafür werden sie uns Dank wissen."

„Was verstehst Du davon, Dummkopf!" herrschte der weise Staatsmann den Schwätzer an. „Da haben wir die josefinischen Ideen, die Demokratie, welche die ungarische Nation zugrunde richten wird. Laß diese Sachen einstweilen, bis Du mehr Grütze im Kopfe hast. Laß uns von anderen Dingen reden. Ich will mit Dir keine politischen Berathungen halten, sondern habe Dich rufen lassen, damit Du Rechenschaft ablegst über Dein Thun und Lassen. Ich habe wohl ein Recht, das zu fordern und an meinen Sohn die Frage zu richten, welche Verbin-

dungen er Jahre hindurch mit meinem Feinde, mit dem Feinde des Vaterlandes und der Freiheit, mit dem Grafen Ponthay unterhalten habe? Darauf antworte mir aufrichtig und ernst, ohne Frivolität und ohne Rückhalt.

„Wie Du befiehlst, Vater. Ich will mit dem Tage beginnen, an welchem ich Dein Haus verließ. Den Grund meiner Flucht wirst Du wohl kennen?"

„Ich will ihn hören."

„Ich war ein Mann und hatte Vernunft und man erzog mich, als wäre ich ein einfältiges Mädchen."

„Das war Sache Deiner Mutter."

„Lassen wir die arme Mutter aus dem Spiel. Ihre Auffassung erklärt sich durch die Mutterliebe, durch ihren Aberglauben, durch ihre Unwissenheit. Was mit mir geschah, ist unter Deinen Augen geschehen. Du wußtest, daß es nicht gut sei und ließest es geschehen."

„Das ist nicht wahr!"

„Erinnere Dich, daß Du mit kaltem Blute einer lächerlichen Prüfung beiwohntest, in welcher ich als Mädchen vermummt, zum Hohne der Welt in der Kenntniß eines wahnwitzigen Alphabets glänzen sollte. Nichts hat mich mehr geschmerzt, als der

Gleichmuth meines Vaters angesichts meiner Verhöhnung. Und in dieser Verdummung lag ein System; und gegen dieses System kämpfte ich mit der ganzen Zähigkeit eines kindlichen Willens. Die Spielzeit benützte ich im Geheimen dazu, von meinem Spielgenossen mir allerlei Kenntnisse anzueignen. Dieses Verlangen war stärker in mir denn Hunger und Durst. Du hast nichts davon gemerkt. Wenn Du, als ich meinen Namen auf die Tafel schrieb, mich bei der Hand genommen und der Gesellschaft gesagt hättest: ‚Ja wohl, das ist mein Sohn Emanuel‘, so wäre ich im Elternhause geblieben; aber Du ließest es geschehen, daß mein sogenannter Erzieher mit dem Stock in der Faust mir nachlief, um mich zu züchtigen; meine Mutter schicktest Du Toilette machen und Du selbst zogst Dich zurück, um . . . (schier hätte er gesagt: Karten zu spielen!) um hohe Politik zu machen.“

„Nun gut. Du bist durchgegangen. Hast recht gethan. Weiter!“

„Ich suchte jene Hochschule der Calviner auf, von der man in Wirklichkeit sagen kann, daß sie Jahrhunderte hindurch eine feste Burg der nationalen Bildung und der Freiheit gewesen. Ich ging

unter die Mendikanten. Ich würde mich gegen Gott vergehen, wenn ich ein Wort der Klage gegen jene Tage vorbrächte, die ich dort verlebt habe. Ich habe niemals gehungert; ich erhielt so viel Brot und Bücher als ich brauchte und wenn ich Prügel bekam, so geschah mir nicht mehr als anderen Schuljungen. Meine Eltern aber kümmerten sich ein halbes Jahr ganz und gar nicht um mich. Es gab Keinen unter uns — und wäre es der ärmste Betteljunge gewesen — dem die Mutter zu den Feiertagen nicht einen schwarzen Kuchen gesendet hätte; nur des Sprossen der mächtigen Familie Tanussy gedachte Niemand. Er hatte nichts, als was seine Kameraden ihm gaben. Wie sollte ich diese Kameraden nicht liebgewonnen haben . . ."

Den zweiten Theil dieses Satzes verschluckte er.

„Wir hatten gewichtige Gründe, Dich nicht aufzusuchen," warf der Vater ein.

„Ich weiß es. Ihr waret vierzehn Tage im Gefängniß. Dann zahltest Du ein Lösegeld, das weit größer war als jenes, das unser Urahn Barnabas einst dem Sinan Pascha zahlte. Dann kam der große archäologische Fund. Das sind viel zu wichtige Dinge, als daß man dabei noch Zeit fände,

an den entarteten Sohn zu denken. Aber doch: Meine Mutter kam nach Debreczin und als sie mich bei einem Leichenbegängniß unter den Sängerknaben sah, bekam sie einen solchen Abscheu vor mir, daß sie Kehrt machte und mich im Stiche ließ."

„Sie ließ Dich dort, weil Du auf ihren Ruf nicht erschienst, ja sie durch einen Brief insultirtest."

„Den Brief hat sicherlich mein Professor geschrieben. Ich lag mit einem verstauchten Fuß im Bette."

„Das konnte Deine Mutter nicht riechen."

„Ich stehe nicht da, um Klage zu erheben, sondern um mich vor Dir zu rechtfertigen. In dieser Lage erhielt ich einen Brief vom Grafen Adalbert Ponthay. Das war nach dem Gütertausch, der zwischen Dir und ihm stattgefunden. Da ist der Brief. Lies ihn!"

Während Dezebal las, zitterte der Brief in seinen Händen; der Inhalt jagte ihm alles Blut ins Gehirn.

„Das Datum des Briefes zeigt Dir," fuhr Mano fort, „daß ich den Antrag abgelehnt habe. Es war ein großes Stück Geld darin. Ich verbarg die Banknote in meinem Stiefel und ging darauf

herum, aber ich nutzte sie nicht. Aus eigener Kraft wollte ich auf der dornenvollen Bahn weiter gehen. Ich ging als Legat in die Dorfgemeinden hinaus. Ich darf von dem armen Bauer ein Almosen annehmen, aber keine Banknote von dem Mäcenas. Und was ersannen nun zu Hause Diejenigen, denen Gott und die Menschen das Recht eingeräumt haben, sich mit mir zu beschäftigen? Sie schickten den verhaßten Narren nach mir aus, daß er mit Hilfe eines brutalen Haiduken mich in eine Falle locke. Sie faßten mich, banden und knebelten mich und steckten mich wieder in die verabscheuten Weiberröcke; dann schleppten sie mich fort unter Spott und Hohn. — Nun sprich: Wenn Du damals in meiner Lage gewesen wärest und Lucifer selbst hätte Dir die Hand geboten, um Dich zu befreien: hättest Du nicht sogleich nach dieser Hand gegriffen?"

Dezebal brummte verdrießlich in den Bart: „Ich weiß nichts von Alldem."

„So gelangte ich in die Kadettenschule zu Wiener-Neustadt. Dorthin konnte mir Herr Horkazi nicht folgen. Die Lehrtaxen und das Taschengeld zahlte Graf Adalbert Ponthay; ich nahm diese Zahlungen als ein zurückzuerstattendes Darlehen an

und bin ihm nebst den Zinsen auch Dank schuldig, denn dort habe ich meine wissenschaftliche Ausbildung gewonnen, die es mir ermöglicht, in der ganzen Welt mein Brot zu verdienen — vielleicht sogar in meinem Vaterlande."

Den letzteren Worten des Jünglings schenkte Dezebal wenig Beachtung. Der Brief des Grafen Ponthay beschäftigte ihn voll und ganz. So viel blieb ihm doch in den Ohren, daß sein Sohn von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen leben wolle. Seitdem Arpad dieses Land in Besitz genommen, war noch keine so plebejische Idee in die Familie Tanussy gedrungen. Darauf mußte er mit einer konkreten Idee antworten. Auch ein Anderer versteht zu erwerben, und zwar gleich einen Berg von Schätzen.

„Lieber Sohn! Dieser Brief scheint einigermaßen mich anzuklagen, daß ich eine rentable Domäne für einen todten Besitz hingegeben habe?"

„Vergieb, daß ich Dich unterbreche. Dieser Brief spricht im Gegentheil von Deiner Gerechtigkeitsliebe. Du hast einem langen Prozesse, in welchem das Recht auf der Seite Ponthay's war, durch einen Ausgleich ein Ende gemacht."

„Ich hätte den Prozeß jahrelang hinausziehen und inzwischen die Nutznießung der Domäne haben können. Allein ich wußte damals schon mit Bestimmtheit, daß auf dem Gebiete der durch Tausch zu erhaltenden Besitzung das Grab unseres Urahns Thonuzoba sich befinde. Der Pietät habe ich ein Opfer gebracht. Glaube nicht, daß ich mit verschwenderischer Hand den Komplex unserer Güter zerrissen hätte. Blicke um Dich und Du wirst sehen, daß Du Dich inmitten von Schätzen befindest, deren Werth ein unnennbarer ist. Diese Schätze habe ich erworben!"

Mano seufzte tief. Es schmerzte ihn, daß er seinen Vater, den er liebte, einen vernünftigen Mann, den er achtete, so ansehen müsse, wie der Irrenarzt den unglücklichen Gemüthskranken betrachtet, der sich den „römischen Kaiser" nennt. Nach Allem was Horkazi ihm erzählt hatte, konnte er nur von tiefem Bedauern für seinen Vater erfüllt sein.

Dezebal führte Mano in seiner Schatzkammer herum, reichte ihm die einzelnen Stücke zur Besichtigung und erläuterte ihm bei jedem Gegenstande, wozu derselbe diente, was er beweise 2c.

Und als Alles weitläufig gepriesen war, bemerkte er so nebenbei, man habe ihm viermalhundertachtzigtausend Gulden für den Schatz versprochen."

„Schade, daß Du ihn nicht fortgegeben hast."

„Wie? Schade, daß ich ihn nicht fortgegeben habe?" fragte der Vater gekränkt.

„Ich an Deiner Stelle würde den Schatz heute noch hergeben."

„Du würdest ihn hergeben, wenn es nur von Dir abhinge?"

„Ich kenne in Wien einen Antiquitätenhändler. Er nennt sich Justus Frans."

„Justus Frans! Ein merkwürdiger Name."

„Mit dem Manne solltest Du bekannt zu werden suchen."

„Und ich soll ihm den Schatz meiner Ahnen verschachern?"

„Die Welt würde diese Kunstdenkmale besser kennen lernen, wenn sie in Museen allgemein zugänglich wären. Hier bleiben sie verborgen. Es würde überhaupt nicht schaden, wenn diese Antiken einer fachmännischen Beurtheilung unterzogen würden. Ich bin kein Archäologe, aber so viel sehe ich dennoch, daß sich unter diesen alten Schmucksachen auch solche

finden, die zur Zeit des Thonuzoba von Niemandem mehr getragen wurden: so avarische Ohrgehänge und keltische Fibeln. Noch auffallender ist es, daß sich auch Gegenstände finden, die einer späteren Zeit, dem Cinquecento angehören. Und wie die Götzenbilder des Mithras-Dienstes unter die Schätze des ungarischen Heerführers gelangt sind, kann ich mir schon ganz und gar nicht erklären."

„Das verlangt auch Niemand von Dir; Du verstehst das eben nicht. Allein, den Thatsachen mußt Du Glauben schenken. Dieser ganze Schatz wurde unter meiner Aufsicht bloßgelegt; das Ganze fand sich im Pfahlgrabe vor."

„An das Pfahlgrab glaube ich."

„Auch das Uebrige mußt Du glauben, sobald ich es sage. Die beiden Skelette saßen auf den Pferdegerippen, zu ihren Füßen die Schädel des Hundes und des Falken. Die auf den Pfeilen befindlichen Inschriften bezeugen den hunnischen Ursprung des ganzen Schatzes."

„Aber unsere Sprache ist doch keinem asiatischen Idiom grammatikalisch verwandt; unser Sprachsystem gleicht nur dem finnischen."

Nun, eine solche Häresie hat es in diesem

Hause, ja im ganzen Distrikt jenseits der Theiß noch nicht gegeben.

„Was?“ rief Dezebal wüthend; „auch Du bist Finnist? Auch Du hast den Verstand verloren, daß Du uns mit den Finnen, diesen Seehundjägern, in Verwandtschaft bringen willst?“

Mano war in dem Irrthum befangen, daß es möglich wäre, hier eine wissenschaftliche Dissertation zu halten, und wollte seinen Standpunkt vertheidigen.

„Lieber Vater! Wir haben uns dieser Verwandtschaft nicht zu schämen. Die finnische Nation, wenngleich kleiner als die ungarische, ist mit all jenen Vorzügen ausgestattet, auf welche wir Ungarn so stolz sind. An Tapferkeit sind sie Allen voran; die finnischen Regimenter sind die Elite-Truppen der russischen Armee. Im großen Czarenreiche haben die Handvoll Finnen allein ihre konstitutionelle Freiheit zu erhalten gewußt; in Hinsicht der Kultur stehen sie auf europäischem Niveau; ihre Literatur, ihre Unterrichts-Anstalten sind bekannter, als die unserigen; ihr unvergleichlicher Patriotismus ist ein Zwillingsbruder des unserigen.“

„Ich will aber keinerlei Verwandtschaft, weder mit den Finnen, noch mit den Lappen, noch mit

den Tschuwassen, oder dem übrigen Pack. Mein Urahn war Attila, die Geißel Gottes!"

Jetzt erst merkte Mano, daß er einen verfehlten Weg eingeschlagen. Ein Finnist zu sein ist ja schlimmer als ein Jude zu werden!

„Um Verzeihung! Vergieb mir. Ich habe nichts gesagt und nehme Alles zurück. Künftig will ich sogar Attila ins Credo aufnehmen."

In Dezebal kochte die Wuth. Verdammte Kadettenschule! Sie hat die Gesinnungen des Knaben völlig verdorben. Der liebt sein Vaterland nicht mehr!

Doch er faßte sich und meisterte die empörten Gefühle. Er wollte einen Augenblick vergessen, daß Vater und Sohn (Herr und Höriger) einander gegenüberstehen und stieg zum Diapason der disputirenden Gegner herab.

„Ich will Dir keinen blindgläubigen, heuchlerischen Gehorsam aufnöthigen, sondern will Dich von der Unfehlbarkeit dieser Daten überzeugen. Die handgreiflichen Thatsachen sollen reden; sie sollen es Dir in das skeptische Gesicht sagen: Ja, wir sind und waren die Nachkommen der Hunnen, jener ruhmvollen Hunnen, die nicht auf Schlitten, von

Hunden gezogen, hieher gekommen sind, um von dem Lande Besitz zu ergreifen, die nicht die Milch des Rennthiers getrunken, sich nicht in Seehundsfelle gekleidet haben, keine platte Nasen, bewegliche Ohren, breite Mäuler hatten, sondern stattliche, Pantherfelle tragende Reiter waren, allein adelig im Völkermeer, während alle übrigen Völker Leibeigene und Sklaven waren. Bendeguz, Mundzuk, Tuhutum: so hießen sie. Die Schuhe ab, entarteter Nachfahr, wenn Du diese Stätte betrittst! Dann lies dieses und wirf Dich zu Boden."

Dabei holte er einen kunstvoll gearbeiteten Schlüssel hervor und öffnete damit ein in die Mauer eingefügtes Fach von Granit. Aus diesem nahm er jenes in einer goldenen Kapsel verwahrte Blasenblättchen, welches Thonuzoba acht Jahrhunderte lang zwischen den Zähnen gehalten. Dieses Blättchen glättete er, legte es auf seine flache Hand und hielt es Mano hin, indem er sagte:

„Lies, was da steht!"

Mano fühlte, daß die gesunde Vernunft ihn im Stiche zu lassen drohe. Er vergaß der Achtung, die er dem Vater schuldete. Als er diese apokryphe Schrift erblickte, erinnerte er sich all der Martern,

mit welchen man ihm die sonnigen Tage der Kindheit zu verbittern suchte. Er stampfte unwillig mit dem Fuße und schob das unschätzbare, alte Dokument bei Seite.

„Ich bitte Dich, thu' den Wisch fort!“ sagte er zähneknirschend.

„Den Wisch? Du grüner Junge! Weißt Du, was da steht? Es ist der ‚Vertrag‘, welchen unser Urahn mit den sieben Herzögen geschlossen; es ist das Recht, welches der Familie Tanussy den Weg bahnt zum Throne Ungarns.“

Mano sah die ganze Welt in gelbem Lichte, als er diese Worte hörte.

„Nimm weg den Fetzen, sonst zerreiße ich ihn!“ rief er.

Im nächsten Augenblicke fiel die Faust des Vaters sammt dem Schriftstück, das sie hielt, auf die Wange des Sohnes klatschend nieder.

Nach diesem verhängnißvollen Schlage blickten sie einander stumm ins Gesicht.

Beide fühlten, daß sie nunmehr für immer geschieden seien.

Mano fand zuerst wieder Worte.

In leisem Flüstertone stammelte er:

„Gebe Gott, daß Du diesen Streich nie bereuest, Vater!“

In Dezebal stieg der hochfahrende Groll noch höher, als er diese Worte hörte. Noch einmal hob er die Hand. Wollte er den Schlag wiederholen? Doch der Jüngling faßte ihn am Handgelenke und der Vater konnte spüren, daß die Faust des Sohnes seine Hand festhalte wie eine eiserne Fessel.

„Gedenke meiner Worte: Hier, an dieser Stelle wird Dir diesen Streich eine Hand zurückgeben, von der Du Solches am wenigsten erwarten würdest und gegen welche Du Dich nicht wehren kannst; und jener Streich wird Dir weher thun, als der Deinige mir gethan. Gott mir Dir!“

Dann führte er mit unwiderstehlicher Kraft die Hand des Vaters an die Lippen und küßte sie.

Und nun eilte er aus dem Zimmer, geradenwegs in die Gemächer seiner Mutter. Im Salon kam ihm die Mamsell entgegen. Es war im Schloß der Brauch, daß die Mitglieder der Familie bei der Herrin ihren Besuch ankündigen mußten. Man brachte Mano die Botschaft, daß Mama Vapeurs habe und zu Bette liege. Wenn sie ihr Lever halten wird, dann wird man ihn verständigen.

„Dann! dann!“

Ein solches „Dann“ wird im Leben nicht mehr vorkommen.

Mano riß ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und schrieb seine Abschiedsworte darauf. Mama kann jetzt schon lesen.

„Liebe Mutter!

Ich bedauere, von Dir nicht Abschied nehmen zu können. Mein Vater hat mich vom Hause vertrieben. Ich muß sofort gehen und kann niemals zurückkehren. Was ich Dir sagen wollte, schreibe ich nun hieher. Ich werde heirathen, werde ein armes Mädchen zur Frau nehmen, das mich liebt. Ihr Name ist Lisandra Sarombersky. Die Welt ist groß, sie wird uns Schutz gewähren. Gott nehme Dich und meinen armen Vater in seine Hut. Ich küsse Dich.

Dein Sohn Mano.“

Er rollte den Zettel zusammen, drückte ihn mit den Fingern fest und übergab ihn der Mamsell mit der Bitte, denselben auf das Nachttischchen der Mutter zu legen. Wenn sie erwacht, wird sie ihn da finden.

Dann empfahl er sich und ging.

Die Gesellschafterin trug den Zettel in das Ankleidezimmer der Schloßherrin und legte ihn auf den Toilette-Tisch. Madame lag noch hinter ihren Damastvorhängen und suchte einen Vorwand zum Schlafen.

Als die große, antike Pendule die Stunde geschlagen hatte, zu welcher eine vornehme Dame ihr Lever halten darf, klingelte sie und ließ durch die herbeieilende Zofe die Vorhänge wegziehen und im Gemach ein angenehmes clair-obscur herstellen. Dann ließ sie die Chokolade bringen, fand sie schlecht, trank sie aber; endlich schlüpfte sie in ihren gestickten Schlafrock und klagte, daß sie schlecht geschlafen habe. Sie veranstaltete ein strenges Verhör über den Rummel, den es in der Nacht im Erdgeschoß gegeben. Man sagte ihr, daß die Herren von der Traktual-Versammlung abgereist seien. Nun erzählte sie ihre Träume; es war Niemand da, um sie zu deuten; die Mamsell verstand nichts davon, Frau Dore aber war in die Küche verbannt. Hierauf ließ sie sich ins Badekabinet führen; nach dem aromatischen Bade bestreute man sie am ganzen Leibe mit feinem Puder; nun schlüpfte sie in die Pantoffeln, hüllte sich in ein Peignoir und schwebte

in das Toilette-Zimmer hinüber. Hier war es schon hell; der Papagei, der Kakadu und der Flötenvogel waren erwacht; das plapperte, schrie und flötete durch einander. Sie unterhielt sich eine Weile in allerlei fremden Sprachen mit dem gefiederten Volke, karassirte ihr Schooßhündchen und ließ sich endlich vor ihrem Toilette-Tisch nieder. Vor dem Spiegel öffnete sie den Mund, um die herrlich schimmernden Zahnreihen zu betrachten und versicherte der Mamsell, daß es da keinen falschen Zahn gebe. Endlich fand sie zwischen Bürsten, Kämmen und Flacons den Zettel, welchen die Mamsell hingelegt hatte.

„Qu'est-ce que c'est que cela?“

Mamsell stammelte verlegen, es sei ein Brief von „Monsieur Emma“.

„Shoking! Mir einen zusammengedrückten Zettel zu schicken. Was schreibt der Fratz?“

Sie ließ ihr Lorgnon bringen (weil es nicht fashionable ist, ohne Lorgnon zu lesen) und begann den „Wisch“ zu buchstabiren. Der Filou untersteht sich mit Bleifeder zu schreiben!

Die Kammerfrau drehte inzwischen die Papilloten aus dem Haar ihrer Gebieterin.

Als Frau Sarah im Buchstabiren zu der Stelle

gelangte: „Ich werde ein armes Mädchen zur Frau nehmen“ — da schwand mit einem Male aller Schlaf aus ihren Augen und fort war die vornehme Mattigkeit. Sie sprang von ihrem Sitz empor, versetzte der Zofe eine Maulschelle, weil sie den jungen Herrn nicht eingelassen hatte, als er da war und dem Bologneser einen Fußtritt, weil er nicht gekläfft hatte. Dann wandte sie sich zur Gesellschafterin, die in würdevoller Pose vor ihr stand, mit der Frage: „Wo ist die Porträt?“

„‚Das‘ Porträt,“ verbesserte die Mamsell.

„Hol' der Geier Euer ‚der — die — das!‘ Ich suche das weibliche Porträt. Wo ist die Fräulein?“

„‚Fräulein‘ ist sächlichen Geschlechtes,“ bemerkte Mademoiselle.

„Jetzt mag sie schon sächlichen Geschlechtes sein, denn es wird sie gewiß Niemand zur Frau nehmen.“

Sie suchte rasch das Miniatur-Porträt der Comtesse hervor, die sie für ihren Sohn bestimmt hatte und eilte damit in das Apartement Dezebals.

Sie fragte nicht lange, ob es sich für eine vornehme Dame gezieme, in Peignoir und Pantoffeln in das Zimmer ihres Gemahls zu gehen. Die Pa-

pilloten in ihrem Haar machten ihr Haupt zu dem einer schönen Medusa.

Als ein Mann, der sich nicht gestattet, seinen Jähzorn zu bereuen, vielmehr bemüht ist, sich noch mehr in den Groll hineinzudisputiren, ging Dezebal mit großen Schritten im Museum auf und nieder, von Zeit zu Zeit vor dem großen historischen Gemälde stehen bleibend, welches Thonuzoba und dessen Ehegattin darstellte, welchen er seinen Kummer klagte.

„Also Finnen waret Ihr, Schlittschuhläufer und Walroßjäger! Nicht Attila's Nachkommen, kein Scythengeschlecht! Der ganze Hunnensagenkreis ist nichts als eine Fabel! Eine Fabel ist auch die Einwanderung Arpads, der Schwur der sieben Herzöge! Das ungarische Volk hat sich, vom Eismeer kommend, hier nur eingeschlichen, zur Winterszeit, auf guten Schlittenwegen, mittelst Hundeschlitten. Die ganze ungarische Geschichte hat Jemand geträumt und dann weiter erzählt. Die Geschichte der Finnen ist die eigentliche Geschichte! Der Ungar hat auch keine eigene Sprache! Er hat sie nur so zusammengestohlen aus dem Deutschen, aus dem Slavischen. Und was er nicht gestohlen, das hat er

den Tschuvassen, Tscheremissen, Ostjaken entlehnt! Kalewa war unser Urahn; in seinen Schooß kehren wir wieder zurück! Und dieser theure Vertrag ist nichts als ein Wisch, den man zerreißen muß! Hahaha! Nun denn: Wenn der Knabe seine Ahnen verleugnet, dann verleugnet der Vater den entarteten Sproß!"

In dem Augenblicke, als er diese pathetische Phrase losgelassen, stürmte Frau Sarah herein!

Schon ihre Blicke verriethen Dezebal, daß ein böser Sturm im Anzuge sei.

„Was hast Du mit meinem Sohn gethan?"

Dezebal nahm eine würdevolle Pose an, warf den Kopf zurück und sagte, die Hand ausstreckend: „Was ein Vater mit einem entarteten Kinde thut: gezüchtigt habe ich ihn."

Frau Sarah schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Was? Du hast ihn geschlagen?"

„Ja."

„Du hast Deinen Sohn geschlagen?" fragte sie in lauterem Tone.

„Ja."

„Meinen Sohn? Emma?"

„Wie oft soll ich es noch sagen."

„Nun, da lies seinen Brief; er ist fort für immer.“

„Er soll auch gehen, daß ich ihn nicht wiedersehe. Mein Haus und mein Herz ist ihm für alle Zeiten verschlossen.“

„Was hat er verbrochen, daß Du ihn schlugst und aus dem Hause verjagtest?“

Dezebal blickte in das Antlitz Thonuzoba's, ehe er antwortete. Dieses Antlitz war so gemalt, daß es dem Beschauer von allen Punkten in die Augen zu blicken schien. Dieses erhabene Antlitz gab ihm Kraft zu folgender, ewig denkwürdiger Antwort:

„Ich verjagte ihn, weil er meine Ahnen beschimpfte.“

Frau Sarah ließ die volle Batterie ihres Zornes spielen.

„Daß die Hunde der Hölle die moderigen Knochen Deiner Ahnen davonschleppen! Darum hast Du mein Kind aus dem Hause verjagt? Daß man doch Deinen knöchernen Urvater zu Spodium vermahle! Daß man doch Schuhwichse aus ihren Gebeinen sieden möge!“

„Weib!“ schrie Dezebal in wahnsinnigem Zorn; „fluche meinen Ahnen nicht!“

„Ich speie auf Dein ganzes Ahnenregister! Meine Ahnen waren hier ansässige Szekler Häuptlinge, als die Deinigen noch umherstreichende Hüttenbewohner waren!"

In wilder Wuth warf sich Dezebal der Urheberin dieses furchtbaren Schimpfes entgegen, um sie zu züchtigen. Aber die Frau wich vor ihm nicht zurück. Hob er die eine Faust, so streckte sie ihm alle beide entgegen und ihre Augen rollten wild dabei.

Dezebal erinnerte sich in diesem Augenblicke der Prophezeiung seines Sohnes: „Hier wird Dir der Schlag vergolten werden von einer Hand, gegen welche Du Dich nicht wehren kannst!" Er fand es für gut, die Wahrheit der Prophezeiung nicht auf die Probe zu stellen. Es sollte eine andere Hand sein!

Er fand seine Kaltblütigkeit wieder. Der Gescheidtere giebt nach. Dem Starken ziemt es, einen Schritt zurückzuweichen. „Lange Haare, kurzer Verstand!" brummte er vor sich hin. Dann wandte er ihr den Rücken zu und ging auf die andere Seite des Museums.

Frau Sarah aber brach in Thränen aus; dann warf sie ihrem Gatten trotzig das Porträt

der Comtesse vor die Füße und sagte: „Nun kannst Du die Comtesse mit dem krummen Halse selber heirathen und kannst Herrn Avakum zum Beistand rufen."

Wem die früheren Vorgänge noch erinnerlich sind, wird unschwer errathen, wie der Anfang und der Schluß dieser Phrase zusammengekommen sind.

— — — — — — — — — — —

Dieses Mal wurde Niemand nach Mano gesendet, um ihn zurückzuholen.

Ende des vierten Bandes.

Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

Inhalt des vierten Bandes.